

64. Jahrgang Nr. 23

Leipzig, 3. März 1928

Daheim

mit der Jugendbeilage „Die Arche Noah“



Holländische Zugbrücke ♦ Gemälde von Prof. Hans Herrmann. Zum 70. Geburtstag des Künstlers am 8. März

Schriftleitung des Daheim in Berlin W. 50, Tauenhienstr. 7b. Verlag der Daheim-Expedition (Velhagen & Klasing) in Leipzig. Anzeigen-Annahme: Velhagen & Klasing's Anzeigenverwaltung, Abteilung Daheim, Leipzig € 1, Hospitalstraße 27 ♦ Wöchentlich eine Nummer. Preis monatlich 2 G.-M., Einzelnnummer 50 Pf., zusätzl. ortsüblicher Zustellungsgebühren

O Mutterglück!



Dieser kleine Liebling, in dem schneeweißen Bettchen, das ist Dir nun die ganze Welt. Wie froh pocht Dein Herz, wenn dieses kleine Wesen zufrieden ist; wie groß sind Deine Sorgen, wenn es weint!

Folge dem erfahrenen Ratschlag, junge Mutter: So wichtig wie die Pflege des kleinen Körperchens selber, ist auch die Behandlung der Windeln und aller Wickel und Kleidchen, die seine zarte Haut berühren. Vermeide alle scharfen Seifen und Waschmittel! Wasche alles, was seine zarte Haut berührt, mit den feinen Lux-Seifenflocken.

LUX SEIFENFLOCKEN

SUNLIGHT GES. A.G. MANNHEIM



L201



Schützt die Kleinen

vor Ansteckung und Erkältung, denn die zarten Schleimhäute des Kindes sind doppelt empfänglich für Krankheitskeime! — Ortizon desinfiziert wirksam und nachhaltig, dabei ist es völlig unschädlich. Es wirkt vielmehr heilend und blutstillend bei Wundlein des Zahnsfleisches.

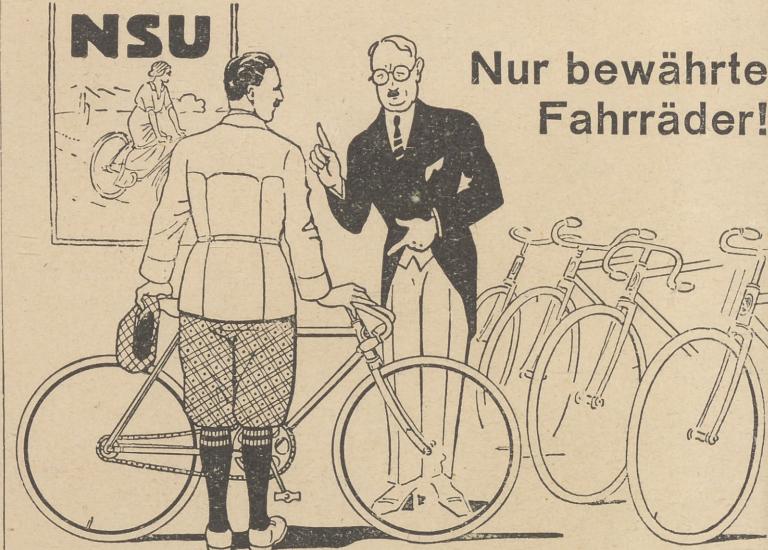
Präge deshalb dem Kinde schon ein: morgens und abends regelmäßig mit Ortizon gurgeln und den Mund auslöschen!

Original-Packungen **Bayer**
zu RM. 1.25 u. 2.25 in allen
einschl. Geschäften erhältlich.



Ortizon

MUNDWASSER-KUGELN



Nur bewährte
Fahrräder!

Man lasse sich durch den vermeintlich billigen Preis nicht irreführen. Viele Radfahrer müssen das schwer büßen. Fragen Sie vorher einen NSU-Besitzer. Dann hören Sie die reine Wahrheit. Jeder wird Ihnen anraten, NSU zu kaufen. Sehen Sie nicht auf ein paar Mark mehr, Sie ersparen das Vielfache bei jahrelanger täglicher Benutzung.

— Billige Fahrräder sind mehr als teuer. — Sie sind sogar gefährlich. —

NSU ist die Marke der
hochwertigen Qualität

NSU - Vereinigte Fahrzeugwerke A.-G., Neckarsulm.

Baheim



64. Jahrgang. Nr. 23

3. März 1928

Alpines Olympia.

Winterbriefe aus St. Moritz.

II. Von Paul Oskar Höder.

Eine Wetterkatastrophe folgte der andern. Schneestürme von einer Wucht, wie sie die Engadinbesucher noch kaum kennengelernt hatten, suchten die Eröffnungsfeierlichkeiten der Olympischen Winter Spiele zu stören. Es half ihnen nichts: die wetterfesten Sportmannschaften wußten sich dennoch durchzusezen. Grossend, dräuend, unheilbrüttend ballte sich die „Mai-Joja-Schlange“, das eisgraue Wolkenungeheuer, zwischen den Alpenriesen im Westen zusammen. Kaum, daß die Sonne einmal die bunte Welt anlachte, die alle Winterhotels und Wintersportplätze füllte, blies gleich wieder die gefürchtete „Schlange“ ihren eiskalten Atem dazwischen, und neue Schneemassen rückten wie gepeitscht über die Berge an. Und doch blieb schließlich die Sonne Siegerin. Aber indem sie binnen weniger Stunden gleich eine Sommerwärme von über dreißig Grad abgab, löste sich der Schnee in Regen, das Eis in Wasser. Und es herrschte tagelang ein unbeschreiblicher Matsch in den Straßen von St. Moritz-Dorf und Bad.

Und tagelang herrschte eine verzweifelte Stimmung. Mußte die Olympia abgebrochen werden? Sollten all die Kosten und Mühen umsonst aufgebracht sein?

Innenhalb 24 Stunden dann der dritte Wettersturm: in der Nacht sank die Quecksilbersäule plötzlich wieder unter den Gefrierpunkt — und die schwimmenden Eisbahnen verhärteten sich. Das Spiel kann also weiter gehn!

Aber eine gewisse Unordnung ist nun ins Programm geraten. Spiele, die einander folgen sollten, müssen nebeneinander laufen. Und so ist es keinem Besucher mehr möglich, allen Kämpfen beizuwollen. Man kann nur immer Ausschnitte auswählen. Der Tag ist zu

kurz, die Wege sind zu weit. Das Eisstadion und der Eishrink des Kulmhotels liegen auf dem höchsten Punkt des Dorfhügels — Start und Ziel der Skiläufe befinden sich tief unten neben dem Stahlbad — und die Olympiachanze gar erhebt sich noch weiter westlich auf dem Weg zum Hahnensee, ein paar Kilometer von der Wirkungsstätte der Eishockeyspieler, der Schnell- und Kunsläufer entfernt. Diese Strecken bedeuten auch für die fleißigen Festgäste keine geringe Strapaze! Am leichtesten sind sie zu überwinden für alle, die sich auf ihre Skier stellen und die Abfahrten von Berg zu Tal in flottem Tempo nehmen. Die Straße dient hier an erster Stelle dem Sportverkehr; der Spaziergänger muß also tüchtig aufpassen. — Es ist aber ein lustiges Bild. Städtische Kleidung wird nur von wenigen Alten getragen. Viele Tausende beherrschen das Schneefeld mit ihren bunten Sportgewändern. Übrigens sind durchaus nicht alle weiblichen Wesen in Hosen erschienen. Gerade die echtesten weiblichen Sportgestalten, die aus den richtigen Wintersportgegenden des Nordens, tragen Röcke über dem praktischen Sportanzug. Die Norweger bevorzugen das Militärblau — ein paar Hundert Damen aus Berlin und der Tschechoslowakei haben sich dagegen die allergrellsten Papageifärbungen ausgefunden. Das weiße Landschaftsbild ist ja aber sehr farbenhungrig und schluckt die Greuel der allzu gebefreudigen Großstadtterpalette ganz geduldig mit ein.

*

Von den Skiläufen sehe ich immer nur Abfahrt und Landung. Es ist ganz unmöglich, in der kurzen Zeit in die Berge zu steigen und die Arbeit der Läufer irgendwo auf der Strecke zu beobachten. Die Aufgaben, die ihnen gestellt wurden,



Der Schwede Hedlund siegt im Skilanglauf über 50 km. (Sonderdienst.)

sind schwer. Man hat Karten ausgegeben, auf denen die Route eingezeichnet ist. Das eine Mal geht es um einen Dauerlauf von 50 Kilometern! In der Landschaft ist die Spur an den roten Fähnchen erkennbar, die im Schneegesüßer flattern. Die sieben Kontrollstellen fern in den Bergen sind telephonisch mit der Startstelle verbunden. Die Reihenfolge der Läufer ist durch das Los entschieden worden. Punkt eine Minute nach acht Uhr früh wird der erste Kämpfer, es ist der Finnländer Paananen, auf die Reise geschickt, eine Minute später der zweite, so geht's weiter bis 42, und jeder trägt seine Minutenzahl als weithin sichtbare Startnummer auf der Brust. Die Skispitzen der startenden Läufer sind mit blauer Ölfarbe angemalt; wem unterwegs ein Ski zerbricht, der darf an der nächsten Kontroll- oder Labestelle nur das eine Stück, nicht das ganze Paar austauschen.

Nun sind die Kämpfer auf der Reise. Vor fünf Stunden sind die ersten kaum am Ziel zu erwarten. Die Frühgäste räumen also den Platz und suchen die Eisrinks auf, um inzwischen den Kämpfern im Hockey oder im Schnellauf beizuhören. Von Mittag an aber wächst die Spannung von Minute zu Minute auf dem jetzt dichtumdrängten Ziel auf dem Salet. Hunderte von telephonischen Meldungen sind aus dem Quell- und Seengebiet des Inn eingetroffen. Die günstigsten Zeiten haben bis jetzt die Schweden belegt. Man folgt den Läufern auf der Karte, schätzt die Schwierigkeiten ab, die Aussichten. Und es gibt unter den Tausenden hier auf der weiten Schneedecke wohl kein einziges Wesen, das nicht mit dem Herzen bei dem Manne, bei den Männern weilt, die die Farben des eigenen Landes vertreten!

Im Militär-Patrouillenlauf hat sich das natürlich am auffälligsten ausgewirkt. Fünfzehn Nationen waren da auf dem Marsche. Eine zunächst ganz abenteuerliche Vorstellung: zehn Jahre nach dem Weltkrieg ist es der neutralen Schweiz möglich, die Staaten, die sich zerfleischten und hinschlachteten, zu einem friedlichen Sportkampf in ernster militärischer Form



Unsere Reichswehrpatrouille. (Sonderdienst.)

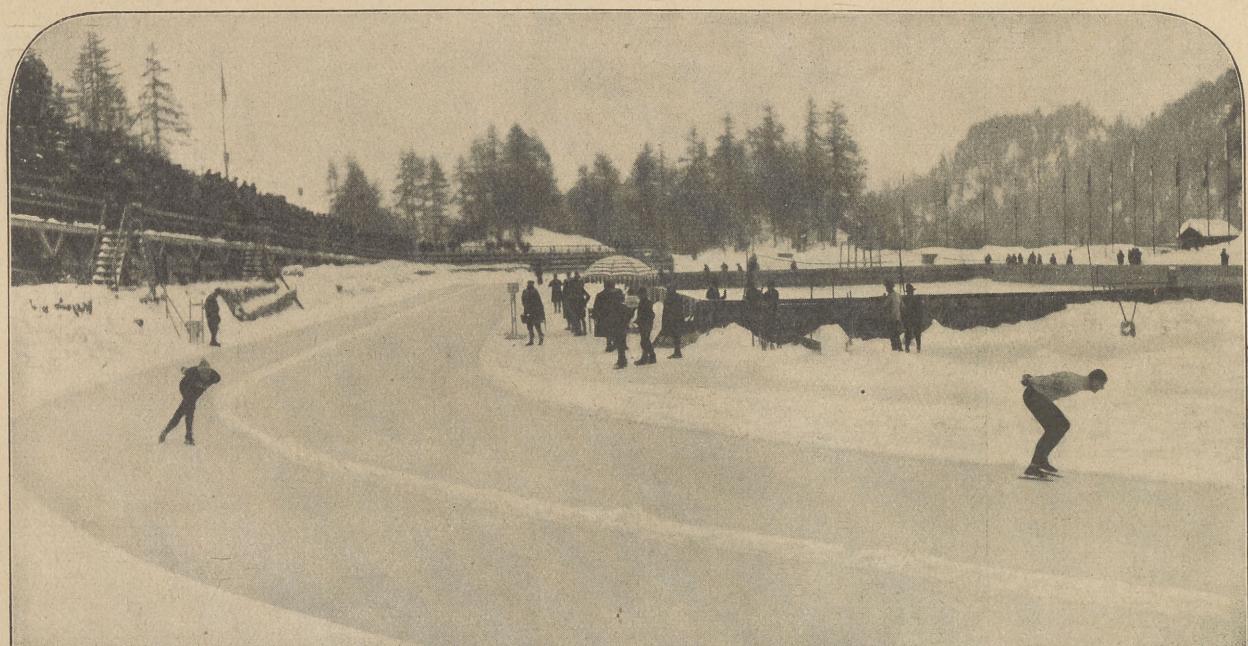
zu versammeln! In voller Feldausrüstung, mit Gewehr oder Karabiner, sind die Patrouillen am Start erschienen, je drei Mann, geführt von einem Offizier, ein Beauftragter des Kriegsministeriums nimmt Ab- und Zurückmeldung entgegen und gibt sie dem Schweizer Obersten weiter.

Wir Deutschen wissen wohl: mit den Spezialtruppen der nordischen Länder, in denen die Kinder gewissermaßen mit den Skis zugleich zur Welt kommen, können sich unsere Reichswehrsoldaten nicht vergleichen, denn unsere Skiläufertruppe erhält ihren Erfolg ja

zum Teil auch aus dem Flachland. Aber eines darf nicht geschehen: die Franzosen dürfen unsere Jungen in diesem Kampf nicht schlagen! Ist es nicht menschlich? Und ist es nicht schön, daß in dieser spannungsvollen Stunde alle Deutschen, die hier verjammelt sind, gleich viel welcher politischen Richtung sie sonst angehören, gleichviel welches Standes, welches Berufs, welcher Abkunft sie sind, daß sie alle, alle ihr Herz pochen fühlen, als hoch oben am Waldsaum da drüben die ersten Skiläufer erkennbar werden?

Die Schweden machen das Rennen beim Dauerlauf über 50 Kilometer, beim Langlauf über 18 Kilometer kommen die Norweger in Front. Im Militärpatrouillenlauf erkämpfen sich unsere Leute immerhin den fünften Platz, den ersten der Mitteleuropäer. Und aufatmend stellen wir fest: die Franzosen müssen sich mit dem letzten begnügen.

Mit den Spitzenleistungen, die von den erleistensten Sportmeistern der ganzen Welt hier im Alpinen Olympia gezeigt werden, können die Anstrengungen unserer deutschen Landsleute nicht konkurrieren: wir schneiden überall mit guten Nummern ab, jede Bloßstellung bleibt uns erspart, — aber einen großen olympischen Sieg erringen wir nicht, unsere Flagge wird nur ein einziges Mal am Flaggenmast der II. Winterolympiade im Eisstadion hochgezogen: für den von Kilian



Während des 5000 m Eis-Schnellaufes. Der Norweger Carlson (schwarze Jacke) und der deutsche Läufer Mayle (weiße Jacke). (G. Wahl.)

gefährten Bob „Deutschland II“. — Das darf uns nicht entmutigen. Im Gegenteil, es muß uns anspornen. Und alle, die körperlich nicht in der Lage sind, zu einem Sieg im Jahre 1932 mitzuholen, müssen die Arbeit geistig unterstützen oder müssen für die Aufbringung der Mittel sorgen. Ein Gebiet, auf dem die Deutschen sich unbedingt einen Sieg erkämpfen könnten, wenn ihnen Gelegenheit genug zur Übung geboten würde, ist das des Eislaufs. Zahlreiche Städte gründen Volkspark. Aber in ganz Deutschland gibt es keine einzige öffentliche Kunsteisbahn. Selbst das arme Wien besitzt sie. Die Eis- und Sportpaläste, die man aus privaten Mitteln erbaut hat, erfüllen den Zweck noch lange nicht, denn hier wird der Eissport mit Varietékünsten vermischt, und die Luft dort hat allzuviel vom Tingeltangel mit Bierdurst und Tabaksqualm. — Bei den unsagbar schwierigen Pflichtübungen, die von den

Frau Ellen Brochhoff. (Sonderdienst.)

Kunstläufern aller Nationen auf dem Eisrind des Kulmhotels zu erledigen waren, ergab sich das eine: neben der geometrischen Genauigkeit in der Zeichnung der Kreise und Bogen, die ja haarscharf aufeinander passen müssen, boten die meisten deutschen Damen und Herren eine vollendet schöne Haltung. Das Gefühl für Rhythmus und Harmonie, eine gewisse innere Musikalität, ist ihnen also eigen — während fremde Berühmtheiten zum Teil mit hochgezogenen Schultern, in fast salopper Verfassung arbeiten, weil ihnen lediglich das Ergebnis der Runen auf dem Eise von Bedeutung ist. Es wäre mithin denkbar, daß auch den deutschen Kunstläufern einmal ein olympischer Sieg winkt. Diesmal freilich zeigten sie sich noch weit vom Ziel entfernt. Unser bisheriger Meisterkunstläufer Franke konnte leider nur den 12. Platz belegen. Im Damenkunstlauf schnitt Deutschland etwas besser ab. Die amutige Frau Ellen Brochhoff eroberte sich den achten Platz, Frau Bernhard den elften, Fräulein Flebbe den vierzehnten, Fräulein Winter den sechzehnten. Aber die ersten Plätze gewannen Norwegen, Österreich, Vereinigte Staaten und Kanada. Olympiafiegerin ist Sonja Henie geworden. Das ist eine blutjunge Norwegerin, die, betreut von Papa, Mama und Bruder, schon lange vor dem Tag der Entscheidung bei jedem Erscheinen auf dem Eisplatz Beifall in Menge einheimste. Es ist ein Genuss, ihrer sicherem, blitzgeschwinden, elastischen Führung zu folgen. Ihre Kür bot eine ganze Reihe von Überraschungen. Zu den Klängen des Charleston gab sie eine schön und wirkungsvoll aufgebauten Zusammenstellung von Pirouetten,

ein Sprung aus der Spitzpirouette glückte wie ein Zauberstück — es ist ein kunstvolles Kürlaufen, das alle Elemente der reifsten Gymnastik mit denen einer feinfühligen Tanzkunst vereint.

— Von der Vorarbeit an der Olympiaschanze habe ich in meinem ersten Brief bereits berichtet. Nun ist es doch noch zur Austragung im Sprunglauf gekommen. Als einen ganzen Tag und eine ganze Nacht der warme Frühlingsregen auf St. Moritz niederprasselte, hatte man die Hoffnung fast schon aufgegeben. Aber ein neuer Kälteüberfall setzte ein und härtete die Skilaufbahn, und unter blank-blauem Frosthimmel stellten sich dann die 42 kühnen Männer zum Sprunglauf ein. — Den ganzen Saum der Bahn entlang bunte Wimpel und Fahnen, die Tribünen bis zum letzten Platz besetzt. Alle Sprünge finden Beifall — schon um den zur Schau getragenen Mut anzuerkennen. Aber einige Spitzleistungen machen geradezu den Atem stocken. Als Tullin Thams,

der Norweger, der Sieger der 1. Winterolympiade, beim zweiten Sprung mit riesigem Schwung durch die Luft schießt und weit unten in die Knie stürzt, sich kopfüber in den Schnee überschlägt, wohl viermal, und man das blutende Gesicht sieht, packt jäher Schmerz die ganze Sportgemeinde. Der kühne Springer muß von der Bahn getragen werden, doch nach wenigen Minuten schon kann er, Gottlob, sich wieder zeigen, noch etwas hinkend, mit dem Taschentuch das Blut aus dem Gesicht wischend. Brausender Jubel umfängt ihn — er lächelt beglückt, denn sein Sprung hatte das Ausmaß von 73 Metern! Freilich — Sieger wird er nicht. Sein Landsmann Anderson, der zuerst 60, dann 67 Meter springt, wird Sieger im Sprunglauf. Doch auch unsere deutschen Springer, die ausnahmslos in guter Haltung landen, ohne zu stürzen, ernten ehrlichen Beifall: Erich Recknagel, der 48 und 62 Meter sprang, und Martin Haile mit 50 und 57, Thannheimer mit 46 und 55 und Krauter mit 49 und 54 Metern. Skispringen ist härtester, tapferster und männlichster Sport. Keiner verdient wie er den olympischen Lorbeer.

Wenn der Platz ausreichte, wäre noch viel über die Arbeit auf den Skeleton- und Bob-Bahnen zu sagen. Die Deutschen hatten es hier ganz besonders schwer, zu konkurrieren, weil die Bahnen von St. Moritz eine andere Anlage als z.B. die des Riesengebirges aufweisen, ein richtiges Einfahren ihnen aber — zum Teil des schandbaren Wetters halber — nicht möglich war. Es kommt hinzu, daß der Bob hier liegend (bei uns



Kunstläufinnen auf dem Eisrind des Kulmhotels. Ganz links Miss Blanchard (Amerika), daneben Fräulein Joly (Frankreich), Frau Brochhoff (Deutschland), die achte von links Fräulein Longhorn (Amerika). Die dritte von rechts Sonja Henie (Norwegen), die vierte von rechts Fräulein Melitta Brunner (Österreich). (Sonderdienst.)



sitzend) gefahren wird. Auch die Spurweite ist größer. Als einzigen Sieg holten sich unsere Leute hier vier Punkte. Für diese Sportart muß man besonders günstige Umstände ausnützen können. Da sind z. B. sechs Schweizer Kellner aus dem Grand-Hotel, die sich aus ihren Ersparnissen einen sehr schön gebauten Bobschlitten angeschafft haben. Wenn sie zusammenbleiben und in jeder Wintersaison fleißig trainieren, winkt ihnen vielleicht der Bobpreis der III. Winterolympiade!

Den Kanadiern aber, die im Eishockey einen weit überlegenen Sieg über alle Nationen errangen, muß doch zum Schluß noch ein besonderer Gruß und Dank gesagt werden. Neidlos — denn mit dieser Meisterschaft wird keine Mannschaft der Welt je konkurrieren können.

Wie soll man diese Technik, diese Kunst schildern?

Diese jungen, sympathischen Kanadier scheinen wirklich als Schlittschuhläufer geboren. Ach — tragen sie denn überhaupt die blanken Schienen an den Sohlen? Man vergisst es immer wieder. Sie springen, sie tanzen, sie schießen, sie gleiten, sie bremsen, sie sausen, sie wenden, fehren, winden und schlängeln sich... Es ist unerhört, wie sicher, wie blitzschnell sie sich bewegen. Aber das kommt ja zudem erst in zweiter Reihe. Hauptsache: ihr stürmisches und doch wohlgezieltes Spiel.

Die St. Moritzer Tage, die soviel Wetterungskunst über Kämpfer und Zuschauer und Veranstalter ausschütteten, haben in Sonne und Schnee, in Sturm und eisiger Kälte doch unendlich viel Schönes, Starkes, Erhebendes und Belehrendes geboten. Die Früchte werden nicht ausbleiben: neuer Ehrgeiz wird in unsere Jugend einziehen!

Aus der Zeit — für die Zeit



Der leere Reichstag.

Trotz der Krisenstimmung sind die Parlamentsmitglieder in die Fastnachtsferien gegangen. (W. Ruge)



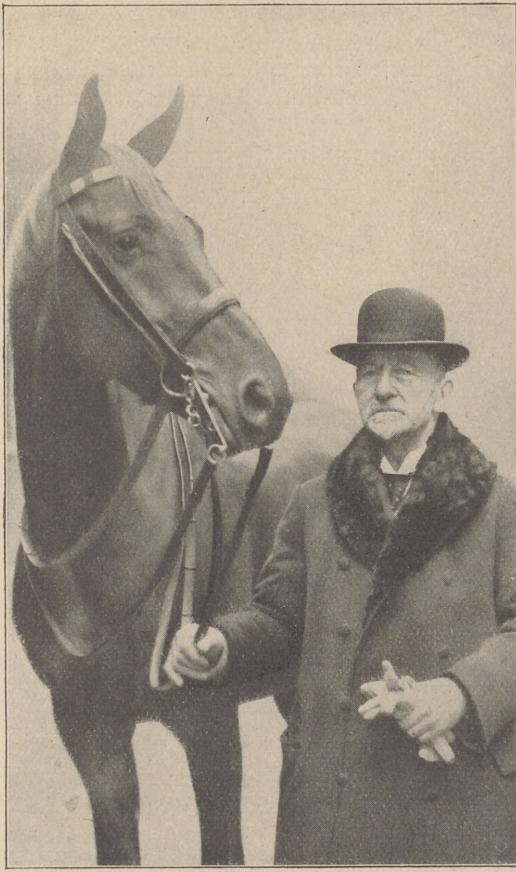
Deutsche Arbeit.

Die 21 000. Lokomotive wurde von Henschel & Sohn in Kassel gebaut und an die Deutsche Reichsbahn-Gesellschaft abgeliefert. (A. Leichmann.)



Fasching in München.

Der Wagen „Michel in der Steuerpresse“ im großen Rosenmontagszug. (G. Basch.)



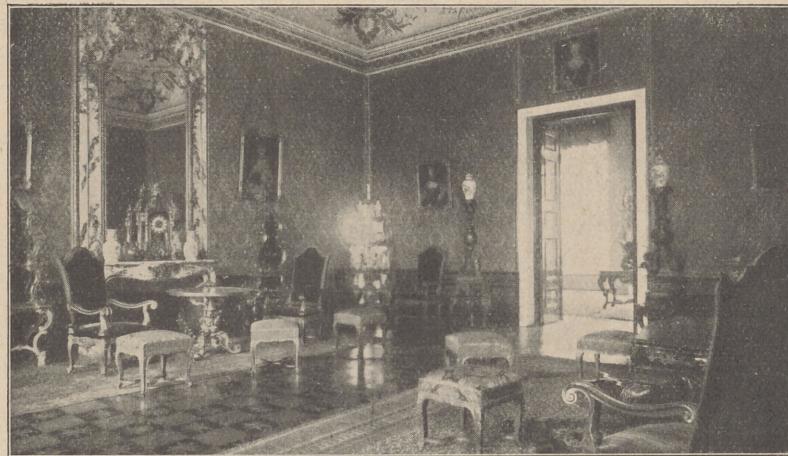
Oskar M. Stensbecks 70. Geburtstag.

Stensbeck, Altmeister der deutschen Reitkunst, Sieger in vielen Schul- und Dressurprüfungen, mit seinem Trakehner Fuchswallach „Artist“.

(A. Leichmann.)



Das Schwimmstift.
Ein neues Wassersport- und Rettungsgerät. (A. Leichmann.)



Der Staatsalon im Prinz Albrecht-Palais in Berlin.
Wohnraum des Königs von Afghanistan während seines Aufenthalts in der deutschen Reichshauptstadt.

Wie Aman Ullah Chan seinen Thron gewann.

Am Brandenburger Tor steht eine Ehrenpforte aus befrannten Obelisken. Von allen staatlichen Gebäuden in Berlin weht neben der Reichsflagge die Fahne von Afghanistan, die auf schwarzem Grund einen weißen Stern mit einer Moschee zeigt. König Aman Ullah von Afghanistan ist mit der Königin und großem Gefolge in unserer Hauptstadt eingetroffen. Er bewohnt das Prinz Albrecht-Palais in der Wilhelmstraße, eines der schönsten Berliner Schlösser, das für diesen Zweck besonders hergerichtet und geschmückt worden ist. Kostbares orientalisches Porzellan ist in allen Räumen aufgestellt, arabische und asiatische Landschaftsbilder hängen an den Wänden, und die große Uhr im Treppenhaus hat ein persisches Zifferblatt erhalten. — Deutschland ist mit Afghanistan erst während des Weltkrieges in nähere Berührung gekommen. Damals unternahmen der bayerische Hauptmann von Niedermayer, Legationsrat von Hentig und der Kaufmann Röhr ihre bekannte Expedition, die Afghanistans Einbeziehung in das deutsche Bündnissystem zum Ziel hatte. Aber der damalige afghanische Herrscher war außenpolitisch an England gebunden. Erst das Wiederaufleben des englisch-russischen Gegensatzes nach dem Zusammenbruch des Zarenreiches und die Schwierigkeiten Englands im nahen Orient gaben Afghanistan die Möglichkeit, sich von der englischen Abhängigkeit frei zu machen. Im Sommer 1919 kam es zum Krieg, der England zwang, die volle Selbständigkeit der Afghanan anzuerkennen. Das war der erste große Erfolg Aman Ullahs, der kurz zuvor nach erbitterten Kämpfen um



Aman Ullah Chan. (Presse-Photo.)

den Thron die Regierung angetreten hatte. — Während dieser unruhigen Zeit lebten nur wenige Europäer in der Hauptstadt Kabul, unter ihnen Emil Rybitschka, österreichischer Offizier, dessen spannendes Reise- und Abenteuerbuch (Verlag Brockhaus, Leipzig) der einzige verbürgte und genaue Bericht ist, den wir über jene Ereignisse haben.

Er erzählt, wie Aman Ullah Chan bei seinem Vater, dem Emir Habib Ullah Chan in Ungnade gefallen war, weil er einen politischen Gefangen freigelassen hatte. Der Emir sah in dieser Handlung seines Sohnes einen unmittelbaren Anschlag auf seine eigene Stellung und war so empört, daß er den Prinzen verbannen wollte. Aber die Zahl der Anhänger Aman Ullahs wuchs. Es kamen damals Nachrichten von dem Vordringen der Engländer in Russisch-Turkestan und von dem ungeheuren Chaos, das von dort auf Afghanistan überzugreifen drohte. Man warf Habib Ullah vor, er gäbe englische Hilfsgelder für sich persönlich aus, ohne für den Staat etwas davon übrig zu lassen. Auch die Verhaftung volkstümlicher Freiheitskämpfer aus dem Grenzland machte ihm Feinde. Je mehr aber die Empörung gegen den Emir wuchs, desto begeisterter sprach das Volk von seinem Lieblingsprinzen Aman Ullah. — Die Spannung wurde unerträglich, und in der Nacht vom 20. zum 21. Februar 1919 geschah das Unglaubliche, das trotz allem niemand erwartet hatte: Emir Habib Ullah Chan wurde in der Nähe seines Winterquartiers Dschelalabad ermordet. Rybitschka berichtet, der Emir habe sich in Laghman bei

Dschelalabad, wo er auf einem Jagdausflug weilte, nach seiner Gewohnheit ziemlich früh zu Bett gegeben. Da sei in den ersten Morgenstunden, in denen der Mensch am tiefsten schläft, vor dem Haus des Herrschers ein plötzlicher Auflauf entstanden. Raum konnte der Emir zur Besinnung gekommen sein, da krachten auch schon die tödlichen Schüsse. Bald danach erschien der Kriegsminister am Platz und schritt sofort gegen die Palastwache ein. Es setzte heftige Prügel, aber in der Erregung und dem Getümmel dachte niemand daran, unverzüglich die Verfolgung der Mörder aufzunehmen. Die Ereignisse überstürzten sich nun. Schon am folgenden Morgen hatte der Bruder des Verstorbenen, Nasr Ullah Chan, in Dschelalabad das Kommando über die Truppen in die Hand genommen und sich zum Emir ausrufen lassen. Das geschah unter Umgehung des Kronprinzen Inzjett Ullah Chan, der auch in den folgenden Geschehnissen keine Rolle gespielt hat, und es lag nun nicht allzufern, den neuen Emir der Urheberschaft des Mordes an seinem Bruder zu zeihen. Inzwischen war in Kabul ein neuer Thronbewerber aufgetreten: Prinz Aman Ullah Chan. Durch einen Motorradfahrer hatte er Bericht über die Ereignisse in Dschelalabad erhalten. Er hatte seinen Degen aus der Scheide gerissen und auf die blanke Klinge geschworen, ihn nicht wieder einzustecken, bevor er seinen Vater gerächt hätte. Auch er gab seinem Oheim die Schuld und verweigerte ihm seine Anerkennung. Die Parteien der beiden Thronbewerber standen sich zunächst gleich stark gegenüber. Nasr Ullah stützte sich hauptsächlich auf einen Teil des Landvolks, während Aman Ullah besonders auf das Stadtvolk Kabuls rechnen konnte, vornehmlich auf die forschrittlich gesinnten Elemente, sowie auf den zahlreichen Anhang der Familie seiner Mutter Ulyha Hasret. Der neue Emir Nasr Ullah verfügte mit den Grenzstämmen und den Bauern über die größere Kampfkraft der militärisch tüchtigsten Volksteile. Außerdem standen im Winterquartier in Dschelalabad zwanzigtausend Mann, auf die er unmittelbaren Einfluß besaß. Aman Ullah dagegen hatte den Vorteil, die Stadtbevölkerung schneller sammeln und ausrüsten zu können, als sein Oheim das Landvolk. In Kabul hatte er 5000 Soldaten zur Verfügung und was das Wichtigste ist: er war im Besitz des Staatsschatzes. Dieser gab ihm die Möglichkeit, bei den von beiden Seiten eingesetzten Angeboten an die Truppen den Gegner zu übersteigen. Prinz Aman Ullah blieb in dem Wetstreit um den Thron endgültig Sieger.

Luther, ein Film der Reformation.

Dieser Tage kam eine schlichte, nachdenkliche Frau zu mir in die Sprechstunde, sah bei der Gelegenheit ein Werbeblatt für den Lutherfilm auf dem Tisch und meinte: „Da würd' ich nicht hingehn! Denn was der Luther in seinen Seelenkämpfen durchgemacht, das kann man ja doch nicht auf der Bühne oder im Film darstellen und sollte man auch nicht!“ — Was ist daran? Dass der Film seiner Natur nach außerstande und nicht dazu da ist, Fragen der Lehre, des „Dogmas“ bildhaft den Zuschauern einzuprägen, darüber besteht ja wohl kein Zweifel. Auch dürfte es selbstverständlich sein, dass, wenn schon, alle filmischen Möglichkeiten ausgenutzt, filmische Notwendigkeiten berücksichtigt werden müssen; und da geht es denn ohne gewisse Zugeständnisse an die Mentalität des durchschnittlichen Film-Publikums nicht ganz ab. Man bedenke doch, dass die ganze Vorführung nicht für Kirchen oder kirchliche Vereine bestimmt ist, sondern vor allem auf die Kreise wir-

Luther schreibt seine 95 Thesen wider den Ablass. wenigstens eine Ahnung des geheimnis-

Er wurde zum König ausgerufen. Das große Fest der feierlichen Thronbesteigung fand statt. In ununterbrochenem langen Zuge brachten die Getreuen dem neuen Herrscher ihre Huldigung dar. Während sie alle zu der Feier ihre prunkvollsten Gewänder angelegt hatten, war der junge Emir selbst in einfacher Felduniform erschienen. Sein Säbel hing ohne Scheide blank an seiner Seite. Er erschien wie der verkörperte Wille zur Macht. Auf den Stufen des Thrones stand der zum Kriegsminister erhobene Naib Salar, hinter dem Thron Mahmud Sami, des Königs Erzieher und Freund, Nationalheld der Afghanen. Der Alte hielt den geladenen Karabiner schußbereit im Arm und ragte unbeweglich wie ein Standbild. Auch viele Anhänger seines gestürzten Rivalen Nasr Ullah waren zu der Huldigung erschienen.

So war Prinz Aman Ullah Chan Emir von Afghanistan geworden. Die Lösung seines Landes von englischem Einfluss und die Förderung der freundschaftlichen Beziehungen zu Deutschland sind zu einem großen Teil seiner persönlichen Wirksamkeit gutzuschreiben. Das Freundschaftsverhältnis zwischen Afghanistan und Deutschland findet heute seinen sichtbaren Ausdruck in der Heranziehung vieler deutscher Lehrer, Ärzte, Ingenieure und Kaufleute für die Aufbauarbeit des jetzt sechszigjährigen, tatenfrohen Emirs. Der Besuch des Königs in unserem Lande wird ihm zeigen, was deutsche Arbeit zu leisten und zu bieten vermag, und wird hoffentlich dazu beitragen, unsere Beziehungen zu Afghanistan weiter auszugestalten und zu festigen. Die Europareise Aman Ullahs verfolgt zweifelsohne politische Ziele; darüber hinaus aber ist sie eine Studienreise, durch die sich der König aus eigener Anschauung ein Urteil über Europa und seine Zivilisation bilden will. Sie ist ein Zeichen der neuen Entwicklung, die seit dem Weltkrieg in den orientalischen Ländern eingesezt hat. Freilich vollzieht sie sich in Afghanistan den gegebenen Verhältnissen entsprechend langsamer und vorsichtiger als etwa in der Türkei. Afghanistan hat einen Gebietsumfang von etwa 720 000 Quadratkilometer und 9 Millionen Einwohner. Eisenbahnen sind noch gar nicht, brauchbare Straßen nur in geringer Zahl vorhanden. Hier können sich auch für deutsche Industrie und Technik weite Aussichten eröffnen. In Kabul besteht eine deutsche Schule. Der deutsch-afghanische Handel ist in schnellem Anwachsen. Es gibt im Land Aman Ullahs zur Zeit 2000 größere Handelsfirmen, darunter ein Musterunternehmen, die Deutsch-Afghanische Kompagnie.

Alfred Freitag.

Von Pfarrer Dr. O. H. Frommel.

ken will, die der Kirche mehr oder weniger fernstehen und von dem äußeren Werdegang des Reformators im besten Falle nur dunkle Erinnerungen aus Schule und Konfirmandenunterricht haben, — von dem inneren Werdegang Luthers ganz zu schweigen, der ja auch den Theologen unter uns nicht so restlos durchsichtig ist als es wünschenswert wäre! Gilt doch auch von diesem Deutschen aller Deutschen, der kein „Heiliger“ im Sinn der katholischen Kirche war noch sein wollte (wir wollen ihn auch nicht zu einem protestantischen Heiligen machen), das Wort: „Er war kein ausgeflügelt Buch, er war ein Mensch in seinem Widerspruch!“ — Die Frage ist nun aber die, ob „Film“ überhaupt ein Weg ist, große Persönlichkeiten, Gestalten, Symbole der Geschichte und nun gar des Reiches Gottes so darzustellen, daß an ihnen das Geheimnis ihrer geschichtlichen Wirkung verständlich wird, daß durch ihre Verfilmung im Zuschauer wenigstens eine Ahnung des geheimnis-



Der junge Magister Luther bringt mit seinen Schülern der Mutter ein Ständchen.

vollen Hintergrundes dieser Wirklichkeiten lebendig werde? | den Wogen des Gebietsüberschreitung vor, die sich unsre Regisseure ernstlich klar machen sollten?

Der Dichter-Regisseur Hans Kyser hat sie sich klargemacht, aber wir glauben, daß er mit seinem „Lutherfilm“ die eben geäußerten Bedenken nicht zu fürchten braucht.

Vieles, für den Kenner der Reformationsgeschichte freilich ohne weiteres verständlich, nur leise andeutend, läßt er den Menschen und Helden Luther in seinem Kampf um Gott vor uns erstehten, den Mann des in Gottes Wort gebundenen Gewissens und des in seinem schwer erzungenen Glauben frohen und freien Gotteskindes; — den Luther als Symbol einer Zeitwende, die mit heissem Bemühen aus dem Dunklen ins Helle strebte. Kyser hat, das werden ihm auch die aus dem andern Lager zugestehen, der naheliegenden Lockung weise widerstanden, die Welt des späten Mittelalters, d. h. der Kirche, aus der unser Luther, vergessen wir es nicht! immerhin hervorgegangen, schwarz in schwarz zu malen, so wie es früher gern geschah. Ihm galt es nicht, die andere Konfession verächtlich oder gar lächerlich zu machen und das „heilig-unheilige“

Rom der Lutherzeit an den Pranger zu stellen. Sein Augenmerk war auf seinen Helden gerichtet, und da fand er es mit Recht nicht nötig, — wenn ich ein Goethewort frei verändernd brauchen darf, — „allen andern Vögeln die Federn auszureißen, um seinen Paradiesvogel damit zu schmücken“. Um so weniger wollte und durfte der Dichter, etwa aus genügend bekannten „religionspazifistischen“ Gründen, schwarz in weiß wandeln oder doch die tiefen Schatten unevangelisch übermalen, von denen die Lichtgestalt Luthers sich heraushebt. Wie Kyser uns den Luther so zeigt, wie er gewesen, — man soll in Einzelheiten dem Filmdichter gegenüber nicht kleinlich sein und darf ihm schon einige poetisch-historische „Lizenzen“ zugestehen, — so führt er den Ablasshandel Teckels und dessen entsetzliche Wirkungen vor, wie sie damals in der Tat gewesen sind. Die Art und Weise des Teckelschen Aufgetretens beklagt heute niemand tiefer als der ernste d. h. religiös eingestellte Katholik, wenn er auch von wegen der heiligen Weihe, dem „Caracter indebilis“ des Priesters und Mönches, diesem unwürdig und alles andere als sittlich einwandfreien Vertreter einer von der Kirche, im Anfang selbst noch von Luther (s. These 91 u. a.!) an sich gutgeheißenen Sache,

die Seligkeit nicht glaubt absprechen zu dürfen . . .

Nur ein paar Bilder, die mir am eindrucksvollsten geblieben sind!

Das erste, ein Regiekunstwerk ersten Ranges, wie unter Blitz und Donner, der des jungen Magisters Seele wie im Damaskuserlebnis einen Paulus, zu Boden wirft, während der Kruzifixus am Wegrand vom Wirbelwind weggefegt und der „Mönch“ Luther geboren wird. —

Wirksamer noch das zweite, wie der Augustinermönch, noch ganz verstört und geblendet von allem Glanz und Pomp der Papstescheinung an der untersten Stufe der zum St. Petersdom hinaufführenden Treppe bis tief in die Nacht im Gebet auf den Knien liegt (Luthers Erlebnis auf der Pilatusstiege ist offenbar nicht nur wegen des dadurch entstehenden Duplikates, sondern eben darum unberücksichtigt geblieben, weil es sich hier in der Tat um ein schlechterdings unverfilmbarer Erleben handelt!).

Um wirksamsten ist meines Erachtens doch das Bild des Junkers Jörg, wie er, die blinkende Ritterrüstung unter dem schwarzen Predigerkleid, unvermutet auf seiner Wittenberger Kanzel erscheint und die wil-

dings unverfilmbarer Erleben handelt!).

dann aber durch die kurzen, an der Filmwand sichtbar werdenden Worte mit einem Schlag zur Ruhe bringt: „Ihr Wahnsinnigen, was beginnt ihr! Ich bringe euch das Gotteswort deutsch!“ — Und nun ertönt auf der Orgel das Schutz- und Trutzlied der Reformation, die „Feste Burg“, die als Cantus firmus gleichsam die ganze weitere Entwicklung, bald leis, bald laut anfliegend, auch da beherrscht, wo sie nicht in Tönen gespielt wird.

Alles in allem, ein Film, der starke religiöse Wirkung ausüben kann, weil er bei aller gelegentlichen Kleinmalerei — man denke an die Szene in Hans Sachs' Werkstatt, nirgend die große Linie vermissen läßt, die der Gegenstand fordert. Das gilt auch fast durchweg von den darstellenden Künstlern, Eugen Klöpfer in erster Linie. Es ist schon so, wie eine Kritik schreibt, „die Rolle, die er spielt, ist ein Stück seines Menschenbilds; nicht eine theatralische Geste, immer der Unterton des Leidens eines im Grunde fröhlichen und festen Menschen“ — des Menschen Luther, wie ihn C. F. Meyer in „Hutens letzten Tagen“ zeichnet: „Sein Geist ist zweier Zeiten Schlachtfeld, kein Wunder ist's, daß er Dä-



Kaiser Karl V.



Die Disputation mit Dr. Ed. Rechts Hütten und Sickingen. (Bilder des Cob-Film.)

hält er schon den Sieg in der Hand. Erhebend und wahrhaft befreiend war mir, in peinlicher Erinnerung an die äußerst kitschig zusammengestoppelte Begleitmusik des über Gebühr verhimmelten schrecklichen Dollarfilms „Christus“ das, was Zellers Komposition zum Lutherfilm bietet; ein aus einem Guß geschaffenes, auf billigen Effekt vornehm verzichtendes und deshalb um so tiefer wirkendes Werk, auch instrumentatechnisch und kontrapunktisch wertvoll.

Eine kleine Anfrage, — ein paar fromme Wünsche noch, „pia desideria“ sagt man auf deutsch! Konnte der Filmdichter nicht „das Wort stahn lassen“ und dabei am Schluss uns doch noch den Reformator, von dessen Jugendtagen nebenbei gesagt, wir auch ganz gern ein wenig mehr gehört hätten, — (etwa in der Richtung des Büchleins unseres wundervollen Will Vesper: „Luthers Jugendjahre, Bilder und Legenden“) — ich sage, wäre es nicht denkbar und schon



Luther verlässt den Reichstag zu Worms.
Hinter ihm Frundsberg.

filmtechnisch eine dankbare Aufgabe gewesen, uns Luther im Kreis der Seinen vorzuführen, als den Mann, der den Mut hatte und uns erst wieder Mut gemacht hat, wie der Alte von Weimar ihm nachröhmt, „mit festen Füßen auf Gottes Erde zu stehen und uns in unserer gottbegabten Natur zu fühlen“, den Luther, der um seiner Ehe willen immer noch als wortbrüdiger Verächter des in Sturm und Drang einst abgelegten Keuschheitsgelübdes römischerseits versem wird, und der mit dem ihm schwer genug gewordenen Entschluß zur Ehe und Häuslichkeit auch eine wahrhaft reformatorische und bis heute weiterwirkende Tat vollbrachte, — Luther in seinem „Dahem?“ Ob man gefürchtet, die ungemein starke dramatische Wirkung der Szene, wo Luther mit der Bibel in der Hand den Bildstürmern entgegentritt, abzuschwächen, wenn man den von der Regie gewiß auch erwogenen Gedanken Bild werden ließ?

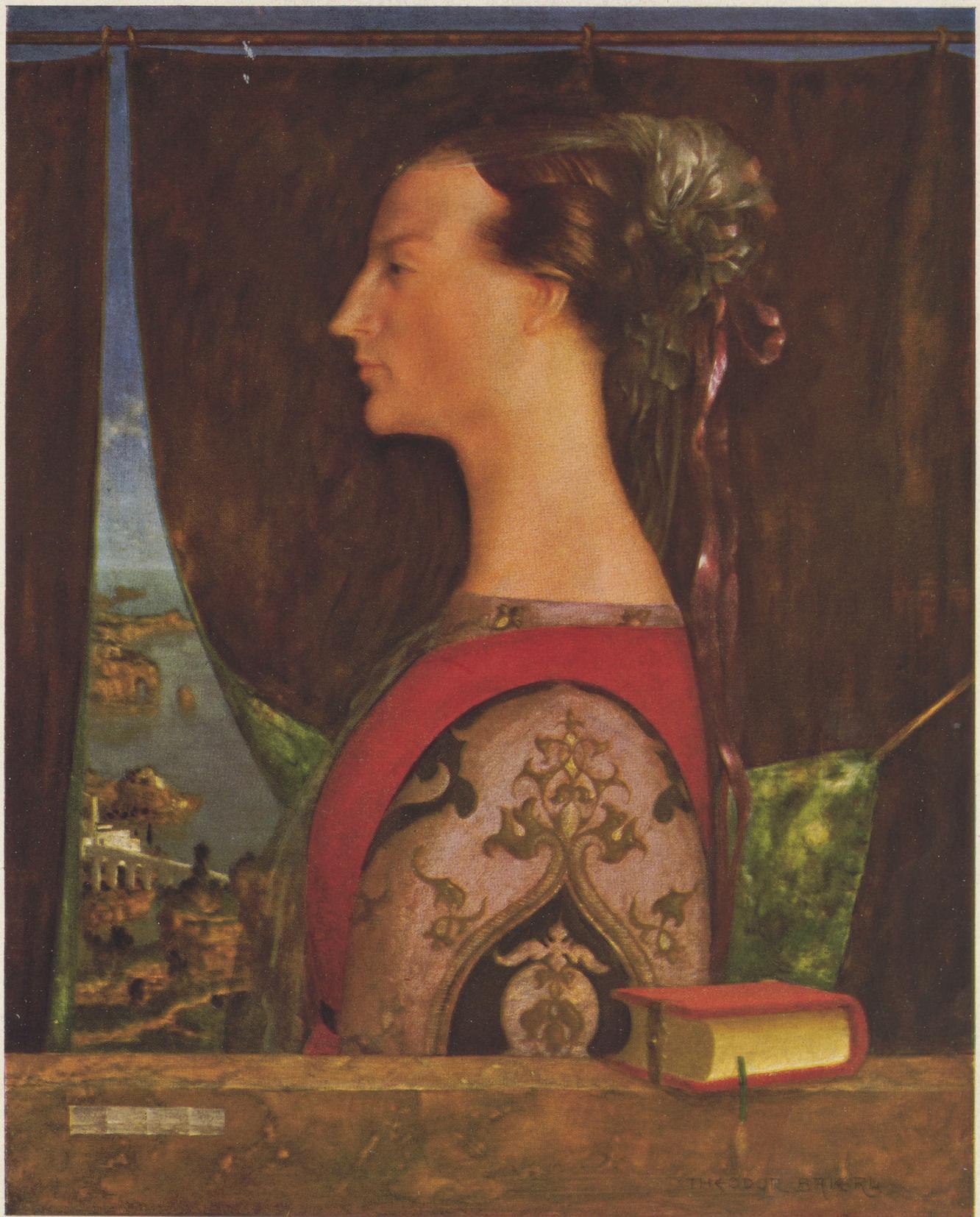
Berufsberatung des Dahem

Wie das junge Mädchen Anlagen zur Schneiderei verwerten kann.

Ein junges Mädchen, das Lust und Geschick zur Schneiderei, zur Anfertigung von Wäsche und Handarbeiten hat, kann sich entweder praktisch betätigen, oder auch die allerdings ziemlich langwierige Ausbildung als Gewerbelehrerin für Nadelarbeiten durchmachen. Zur Schneiderin wird man in dreijähriger Meisterlehre ausgebildet, von der ein Teil ($1\frac{1}{2}$ Jahre) durch den Besuch einer anerkannten Fachschule ersetzt werden kann. Den Abschluß bildet die Gesellenprüfung. Die Ablegung der Meisterprüfung, die erst nach mindestens dreijähriger Gesellenzeit stattfinden kann, berechtigt zur Lehrlingshaltung, allerdings erst nach Vollendung des 24. Lebensjahres. Eine Betätigung kommt als selbständige Schneiderin oder als Leiterin eines eigenen größeren Ateliers, auch als Direktorin in Modehäusern, in Betracht. Die Arbeit kann hier einerseits die Leitung des Verkaufs — soweit fertige Kleider zum Verkauf gebracht werden —, anderseits auch die Leitung einer dem Modehaus angegliederten Maßabteilung umfassen. In diesen Stellungen werden in der Regel sehr hohe Anforderungen gestellt, zum Teil bieten sich jedoch auch sehr lohnende Verdienstmöglichkeiten. — Da die Wäsche in erster Linie fabrikmäßig hergestellt wird, kommt eine Verwendung von Fachkräften mit gründlicher Durchbildung nur für die leitenden Stellen in Fabriken oder für die Arbeit in Werkstätten, die Wäsche nach Maß herstellen, in Frage. Zum Erwerb der erforderlichen Kenntnisse wird eine Fachschule besucht oder auch 2–3 Jahre hindurch in einer Werkstatt gelernt. Die Bekleidung eines Postens als Direktorin in einer Wäschefabrik oder auch die Einrichtung einer eigenen Werkstätte für Maßarbeit sind die hier gegebenen Aufstiegsmöglichkeiten. — Die Anfertigung feiner Handarbeiten oder auch die Maschinenstickerei kann in einer Werkstatt oder auch in einer Fachschule gelernt werden. Möglichst vielseitige Erlernung aller Techniken ist ratsam. Eine ergänzende Ausbildung in einer Kunstgewerbeschule, um im eigenen Entwurf geschult zu werden, ist ratsam, wenn künstlerische Begabung vorliegt. Die Arbeit wird zum Teil als Heimarbeit, zum Teil in fester Anstellung geleistet. Im erstenen Falle ist die Bezahlung recht bescheiden. Selbständigmachung für einen eigenen Kundenkreis kommt gleichfalls

in Frage. — Liegen außer der handwerklichen Begabung auch sonstige gute geistige Anlagen vor, so kann der Beruf der Gewerbelehrerin für Nadelarbeit gewählt werden. Die Ausbildung nimmt nach Abschluß des Lyzeums noch mindestens sieben Jahre in Anspruch. Zunächst wird ein Jahr Frauenschulklasse oder eine einjährige anerkannte Haushaltungsschule besucht, daran anschließend die zweijährige höhere Fachschule für Frauenberufe durchgemacht. Diese leicht genannten Lehrgänge bestehen in Berlin im Lettchenhaus, in der Viktoriafachschule und im Pestalozzi-Fröbelhaus. Auch in Potsdam, Rheda, Hannover, Kassel, Breslau, Königsberg, Dortmund sind diese Lehrgänge eingeführt oder in Aussicht genommen. Der Unterricht umfaßt wissenschaftliche Fächer (Deutsch, Geschichte und Erdkunde, Rechnen und Naturwissenschaften), außerdem die praktisch hauswirtschaftlichen Fächer in allen Zweigen, ferner Turnen und Singen. Nach der Fachschule wird ein zweijähriges Praktikum in einem handwerksmäßigen Betriebe, dann anschließend ein viersemestriges Gewerbelehrerinnenseminar besucht. Wird anstatt des Besuches der Fachschule das Abiturium gemacht, so verlängert sich die Ausbildung um ein Jahr, da dann außer dem zweijährigen Praktikum ein Jahr lang eine Fachschule für Schneiderei besucht werden muß. Als Prüfungsfächer kommen für die Gewerbelehrerin Wäschefertigung, Schneiderin, Putz oder Handarbeiten in Betracht; ein Fach wird als Hauptfach, das andere als Nebenfach gewählt; es besteht aber auch die Möglichkeit, das Schwergewicht auf Kunsthandarbeiten zu legen. — Der Beruf kann als aufnahmefähig gelten, doch ist wegen des starken Zustromes zu den Seminaren der Eintritt in die Ausbildung erschwert. Anstellung erfolgt im Beamtenverhältnis, Besoldung nach Gruppe IX der alten Besoldungsordnung. Der Unterricht wird an gewerblichen Fachschulen oder an den gewerblichen Berufsschulen erteilt. — Im letzteren Falle weist die Ausbildung einige Abweichungen auf, führt insbesondere nicht zu dem gleichen Grade handwerklichen Könnens. Zu unterscheiden ist der Ausbildungsgang der Gewerbelehrerin an hauswirtschaftlichen Berufsschulen und Fachschulen, der hauswirtschaftliche und sozialpädagogische Fähigkeiten stärker als handwerkliche erfordert.

Frau Dr. Hinde, Berufsberaterin.



Florentinerin. Gemälde von Prof. Theodor Baierl
(Aus der Münchener Kunstausstellung 1927 im Glaspalast)

Die Waisenkinder von Bötefüer

Roman von Marie Diers

8.

Als Braut kam Lise wieder nach oben. Dreiviertel Stund' und länger nicht, wie sie gesagt hatte.

Sie ließ sich nichts merken und besorgte das Zubettgehen der Kinder. Sie hatte sich in der letzten Zeit angewöhnt, bei allen herumzugehen, den Großen und den Kleinen, und jedem die Hand zur Gutenacht zu geben.

Wie sie nun an den Betten entlangging, fiel ihr ein, was die Mutter sie gefragt hatte. Es war keine Frage obenhin gewesen, eine ganz eigene Sorge hatte darin gelegen. Als wenn sie sich damit quäle, was nun mit dem Waisenhaus werden solle.

Da war doch nichts zu quälen, dachte Lise. Was sollte denn damit werden? Gar nichts sollte damit werden. Sie konnten doch heiraten, dann kam noch ein Waisenvater dazu. Das war für die Jungens schon ganz gut. O ja.

Aber wie sie an den Jungensbetten vorbeigeht, und jeder hält ihre Hand fest, einer immer döller als der andere, und jeder hat mit einemmal noch was zu sagen, und da liegt auch der lütte Wulf wieder zwischen den andern, aber hat ein Paar ängstliche Augen im Kopf, daß sie denkt: 'Dem muß ich noch ein büschchen was Gutes antun, sonst verzagt er am Ende wieder,' und der rothaarige Ue Wendt wartet auf dem Ellbogen, daß sie 'rankommen soll, und Andreas Lemke, der wartet nicht auf sie, man merkt ihm an, der fuhrwerk mit seinen Gedanken in vergangenen Zeiten herum, kurzum, sie denkt plötzlich: 'Erich ist einen hellischen Kierl und ich lass mein Leben für ihn, — aber mang die Jungens paßt er gar nicht so, — als Doktor und als Ordnungshalter, obwohl ich das auch schon allein kriege, — aber abends beim Gutenachtsgagen, da nicht, — da pass' ich bloß allein. Und wenn er erst hier ist und mitregiert, da wird er mich nicht an die Betten gehen lassen. Und ist doch beinah das Beste vom Tag.'

Wie sie nach oben in ihre Kammer kam, waren die Sorgen schon wieder weg. Die junge Brautseligkeit umfing sie wie eine strahlende Wolke.

— In Herrn Borcherts Laden wurden die Verlobungsanzeigen gedruckt. Am nächsten Tage wußte es die

ganze Stadt. Die meisten mit Wohlwollen, die Damen des Krankenpflegevereins mit unendlicher Geringsschätzung und Empörung. Aber es waren auch unter ihnen Andersdenkende, die es in diesem Kreis nur nicht zu sagen wagten.

„Wann soll die Hochzeit sein?“

„Im Frühjahr.“

„Was wird mit dem Waisenhaus?“

„O, das findet sich schon.“

Immer dieselbe Antwort. Die Brautleute gingen um die Frage herum. Noch lachend und innerlich kaum stark davon berührt. Aber die ernsthafte Beschäftigung mit dieser Frage scheuteten sie alle beide.

Am besten, dachte Lise, wäre es, wenn er sich heil und deil gar nicht um das ganze Waisenhaus kümmerte. Er konnte ja darüber thronen als gewaltiger Herr, so wie der Herr Justizrat. In dessen Stube sollte er auch wohnen, alle Bücher besitzen, und wenn man ein Buch haben wollte, da mußte man dann schon ankommen und bescheiden darum bitten, womöglich es auch noch dazu abgeschlagen kriegen, während man doch jetzt stracks mit Andreas hinging, aufschloß und zu zweit eins heraus suchte. Aber ja, das mußte man dann opfern. Doch sonst braucht der Herr Doktor von dem ganzen Görenkram nichts zu sehen und zu hören. Seine Sprechstunden hatte er sowieso unten, denn die Kranken konnten nicht alle den schlechten, steilen Weg herauf, Krankenbesuch machte er auch, sein Essen war unregelmäßig wie bei jedem Doktor, sie tischte es ihm in seiner Stube auf, sie saß dabei — das war alles süß und schön — und in ihrem Reich mit dem Kropfzeug war sie unbehindert, frei und allein wie zuvor. Das nannte Lise alles zurechtkriegen.

Der Doktor kriegte es unterdes in Gedanken auch zurecht, nur andersherum.

Er sah es als selbstverständlich an, daß Lise die Leitung des Waisenhauses nun niederlegte. Wenn sie seine Frau war, gehörte sie nach unten in seine Häuslichkeit. Er war schon dabei, sich nach einer größeren Wohnung umzusehen. Er konnte sowieso das Getu mit den großen Jungens nicht ansehen. Eifersüchtig war er ja nun nicht mehr, aber



Mein Großvater und ich. Gemälde von Prof. H. G. Linde-Walther.

es brauchte doch nicht zu sein. Überhaupt die Waisenhausverwaltung gehört für eine Ledige oder Witwe oder für ein älteres Ehepaar. Der Gedanke, daß er hinaufziehen könne und da Waisenvater spielen, kam ihm überhaupt nicht.

So wie er Lise kannte, sah er voraus, daß es ihr mächtig schwer werden würde. Sie war keine Dirn, die über alle Dinge nur so weghüpft, was sie erfaßt hatte, da bohrte sie sich für Leib und Leben drin ein. Also das konnte möglicherweise noch Tränen geben. Er nahm sich vor, unaussprechlich geduldig dabei zu sein, und wenn sie sich noch so toll anstellte. Die Frage nach der neuen Waisenmutter war auch tatsächlich eine Schwierigkeit, der er sich mit Ernst und Eifer unterziehen wollte. Jetzt schon fing er an, darüber nachzudenken. Die Vorschläge, die er damals in seiner Unbekümmertheit dem Bürgermeister auf der Straße zugerufen hatte, kamen jetzt, da er sich mitverantwortlich fühlte, natürlich gar nicht mehr in Betracht. Er war vollkommen willens, nur das Beste und Geeignete herausfinden zu müssen, und wenn er dafür Reisen und alle möglichen Unbequemlichkeiten auf sich laden müßte.

Indessen war die ganze Sache noch ein zarter Punkt. Es hieß, Lisisings Gefühle hierin zu schonen. Sie würde, so verständig wie sie war, sich schon ganz von selbst in den Gedanken einleben. Es war nicht nötig, darüber zu sprechen, solange es ihr noch so schwer wurde wie jetzt.

Für die Waisenhauskinder hatte er jetzt ein mildes Empfinden. Die armen Bälger waren ja zu bedauern, solche Mutter kriegten sie nicht wieder.

Er konnte zwar nicht anhören, wenn sie Mutter zu seiner Braut sagten. Solch ein naturwidriger Unsinn! und unverschämkt klang es ihm obendrein. Mutter — sie war noch keine Mutter, auch keine Lismutter, — noch keine, nein!

Aber auch über das letzte er sich weg. Er wußte nicht, daß er jedesmal die Stirn verzog und wütend aussah, wenn er es hörte. Er kam sich schon unaussprechlich geduldig vor.

Ja, er hielt das Mitleid für die Kinder fest, so sehr er konnte. Er saß abends mit am langen Tisch, obwohl er lieber mit Lise allein gewesen wäre. Er erzählte den Jungens vom Krieg, von seiner Verwundung. Sie durften sogar mit Erschauern die harte Stelle an seinem Oberarm bestaunen, in der die Kugel sich eingelapstet hatte. Aber wenn Emil Ludwig mit geheuchelter Wissbegier sich an ihn drängte, legte er ihm die Hand auf die Schulter und erzählte manche Dinge geradeher in das kleine Gauner Gesicht hinein. Da dachte Lise: Männer merken's gar nicht, wenn sie angeschwindelt werden. Und ihr eigener Zukunftsplan wurde noch fester.

Allerdings, Friedchen Franke mochte er auch nicht. Die koketten Mädelchen der Kleinen sah er auf den ersten Blick und sagte barsch: „Zier' dich nicht, dumme Göre.“ Auf weibliches Geflirre fiel er nicht herein, das sah Lise wohl, aber von ihren Jungens verstand er nichts.

Es kamen noch ein paar schöne Tage, dann war der wirkliche Herbst da. Die Blätter trieben im Wind, der See gebärdete sich alle Tage wie ein wilder Bursch, oft hörte man sein Anbranden an das hohe Ufer bis hier heraus. Krähen taumelten in der grauen Luft. Wie schön war die Lampe und der warme Ofen am Abend, wenn es um das Haus heulte.

Ach ja — wie schön das alles! Kein Frühling kommt dem wilden Herbst gleich, wenn der in seinem Brausen die junge Liebe mitsführt.

Die Kinder dachten auch alle, der Doktor werde im Frühjahr ihr Waisenvater werden. Manche sagten es auch. Ob Lismutter das einmal ausgesprochen hatte, oder ob es selbstverständlich war, blieb ungeklärt. Der Doktor hörte es, er nahm an, daß die Meinung unter den Kindern entstanden sei, wie sich eben törichte Meinungen bilden. Er wehrte kaum ab. Er dachte: „Sie werden es ja von selber merken.“ Und sie taten ihm wieder leid. An diesem Abend war er freundlich und gesprächig wie noch nie, erfand allerlei Tischspiele und erzeugte den leicht erregten Übermut, so daß Lismutter mächtig dreinfahren mußte, um ihr ganzes ausgelassenes Volk, die Großen und die Kleinen, wieder in Ordnung und Schick zu bringen.

Dann winterete es sich ein. Das Glück stand in verhaltenen Strahlen über dem einsam gelegenen Haus.

Unter den Waisenkindern war noch ein unglückliches Mädchen von elf Jahren, Marga Herzspringe. Ihr Vater, der Reisender für eine Tuchfirma war, starb im Irrenhaus, die Mutter siegte in Kummer und Not hin. Seitdem wuchs

das Mädchen in öffentlichen Waisenhäusern auf, bis es in die Serrahn'sche Anstalt kam. Dies Kind, in Angst empfangen, von einer überzarten Mutter mit kranker Milch genährt, dann in Hunger aufgewachsen, war durch und durch schwerleidend.

Eigentlich war es ein hübsches Mädchen von feinen Gesichtszügen, gutem Wuchs und sorgfältiger Erziehung. Aber sie wurde durch ihre Krankheit entstellt und bekam auch ein etwas blödes Aussehen.

Lise hatte sich nicht viel um sie gekümmert, da ihr sowieso Jungens lieber waren und die häufige Kränklichkeit und die Schwerfälligkeit der Auffassung sie ungeduldig machte. Da war ihr die tolpselige Lene Wachsmuth zehnmal lieber. Die war handfest und fiel von einem Puff noch nicht um.

Lise hatte noch immer nicht das Listenbuch von Herrn Serrahn durchgelesen. Darin stand auch die Herzspringe'sche Gesichtsform. Aber Lise hatte „keine Zeit“ dafür. Sie dachte, sie brauche das nicht, sie sah ja die Kinder alle vor sich und sah, was mit ihnen war. Aber nun blieb ihr das Schicksal dieses mißachtend und ungeduldig behandelten Mädchens, in dem der bitterste Erdenshauer der Kreatur litt, verborgen.

An einem Tage, als Schneetreiben das Haus umhüllte, war Marga wieder so krank, daß sie nicht zur Schule konnte. Lene Lemp mußte ihr das Essen hintragen. „Wie geht es ihr?“ fragte Lismutter.

„Ich glaube, ein bißchen besser.“

„Klagt sie?“

„Nein. Sie wäre so müde und fröre.“

„Du kannst dich ja zu ihr setzen und ihr Gesellschaft leisten.“

Abends fiel es ihr ein, sie sagte es Erich. Als dieser wieder herunterkam, sah er ernst aus. „Lütting, ich muß mal allein mit dir sprechen.“

Dann ging's wie immer in Herrn Justizrats Stube — in „Erichs künftige“. Das Allerheiligste im Haus für wichtige Gespräche. Aber es war darinnen nicht geheizt. In der eiskalten Luft slog der Atem vom Munde, Lise hatte eine Lampe mit hereingenommen.

Das Kaltsein machte gar nichts aus. Manch schnelles, heimliches Zusammensein, dessen rasche Seligkeit den kalten Raum durchglühte, stand schon in diesem Raum. Lise hatte sich geschämt vor dem ernsten Zimmer, den Bücherschränken, dem Schreibtisch — aber auch dies Schämen war süß.

Jetzt schien Erich Rack nicht an zärtliche Dinge zu denken. Er hatte ein ernstes Arztgesicht.

„Lütte,“ sagte er, „wir können nur wünschen, daß es mit dem armen Mädel nicht mehr lange dauert.“

„Was?“ rief sie in grozem Schreck.

„Es ist eine böse Sache,“ sagte er.

„Sag's doch, was ist's denn?“ rief sie.

Er zog sie auf das Ruhebett, das mit einer türkischen Decke belegt war. Der große Raum mit seinen Bücherecken lag halb im Dunkel.

„Es ist ein inneres Leiden,“ sagte er. „An der Hüfte bildet sich ein neues Geschwür. Die Operation wird vielleicht gefährlich sein. Wir müssen sie lieber fortbringen, in ein Krankenhaus. Du kannst das nicht übernehmen.“

In Lise sprang etwas auf, wie ein Ruf, wie ein jäher Quell. Sie hatte die Krankheit von Marga Herzspringe bis jetzt mißachtet. Aber was konnte das arme Kind dafür? Was hatte es durchgemacht und machte vielleicht noch täglich, stündlich durch, mit der Erinnerung an den im Irrenhaus gestorbenen Vater, an die in Verzweiflung und Hilflosigkeit gestorbene Mutter? Sie war immer still, hatte keine Freundin. War jemals der Versuch gemacht, dies arme Geschöpf zu trösten, ihm wohlzutun? Auch hier im Waisenhaus hatte es immer in den Ecken gelauert, war seiner Schwerhörigkeit wegen auch zu den Hausarbeiten nicht herangezogen wie die anderen, und nun sollte das Ende sein, daß es ins Krankenhaus kam und dort vielleicht starb!

Diese Gedanken bestürmten Lise derart, daß ihr heiß wurde im kalten Raum.

„Erich,“ fragte sie, „kannst du die Operation nicht machen?“

„Das kann ich schon,“ sagte er. „Aber ich möcht's nicht hier im Haus haben. Du gehörst da nicht zwischen, Lising.“

Etwas stieg ihr dunkel in die Augen. „Ich gehöre zwischen alles, was mit den Kindern ist,“ sagte sie.

„Alles nicht,“ sagte er. „Du kannst ihr dabei auch nicht helfen. Es ist wahrscheinlich, daß die Kranke nicht durchkommt. Und, was ich dir erst nicht sagen wollte: ihr wäre wohl, wenn sie nicht durchläme —“

Lises Augen wurden noch dunkler. Im unsicherer Lampenlicht schienen sie fast schwarz in ihrem hellen Gesicht zu stehen. Racker fühlte seine Hand von der ihren festgehalten. Ein leiser Laut erreichte sein Ohr: „Darum grade.“

Da sah er, daß er um die Sache nicht herumkam.

„Lüttig,“ sagte er, „glaub' mir doch, daß es Dinge gibt, mit denen du dich nicht zu befassen brauchst. Der kleinen Herzspringe hilft die allerbeste Pflege nichts mehr. Wenn sie leben bliebe, würde sie nie eine ganz frohe Stunde mehr haben. Ihre Leiden und Beschwerden können nur zunehmen.“

lang' keine Wachspupp' in' Glasschrank. Ich lass' mich auch von dir nicht kommandieren. Ich weiß selber, was ich will und was für mich gut ist. Und wenn du mir die Dirn weg holst, schließ' ich sie ein. Und wenn du's mit Gewalt machst, das ist wohl möglich, daß du's dann fertig kriegst, dann —“

Ihre Zähne knirschten aufeinander. Sie war leichenbläß geworden. Er dachte: „Noch eine Sekunde weiter, und sie sagt: Dann lieb' ich dich nicht mehr. Die Dirn ist zum Verrücktwerden eigenstinnig. Die hat einen Kopf von Stein —“

Man mußte sich zusammennehmen, um nicht böse zu



Löwenritt. Ausschnitt aus einer Radierung von Wilhelm Kuhnert.
(Aus Kuhnert: „Meine Tiere“. Verlag von R. Hobbing, Berlin.)

Dirning, mien lütten, süten Schatz, quäl' dich nicht um Dinge, die du doch nicht ändern kannst. Laß mich diesmal sorgen und schalten. Morgen schicke ich einen geschlossenen Wagen mit einer Krankenschwester und laß das arme Tier abholen. Ich hab' doch ein bißchen mehr Erfahrung in Krankheiten als du, Lütte, was? Also jetzt reden wir nicht mehr davon. Kannst ja der Kranken alles noch so schön machen wie möglich, gib ihr zu essen, was sie mag, erzähl' ihr was Nettles, sag' ihr keinen Schreck ein vorm Krankenhaus, und jetzt Schlafz damit. Jetzt sag' mir ganz fix, ob du mich noch lieb hast. Oder gar nicht mehr? Was? Racker du?“

Lise machte sich frei. „Das Mädel kommt nicht von hier weg. Du hast gesagt, du kannst's hier machen. Jetzt wird's auch hier gemacht. Weil ich deine Braut bin, bin ich noch

werden. Er war aufgesprungen. Schöne Zukunftsaussichten mit solchem Quadratschädel von Dirn!

„Ich komm' nicht drüber weg,“ sagte sie, etwas ruhiger. „Nie und nie. Wenn's heißt: Marga Herzspringe ist nun tot, dann weiß ich schon, wie das ist. Dann grübel' ich Tag und Nacht, wie schlecht sie's hier gehabt hat. Und konnte doch nix dafür, daß sie so war. Wenn du es hier machst, und ich bin dabei und mach' alles, was nötig ist, und bin bei ihr, und sie stirbt dann, dann will ich wohl drüberweg kommen. Aber anders nicht.“

„Donnerwetter,“ sagte der Mann. „Muß ich, weiß Gott, diesem ungebärdigen Frauenzimmer wider mein besseres Wissen nachgeben. Aber das merke dir, Lütte, und merk's dir ein für allemal: nach diesem stell' ich mich auf deinen

Dickkopf ganz anders ein. Solch ein widerhaariges Balg werd' ich doch wohl noch klein kriegen können."

In der Pflege der schwer Operierten wechselte sich Lise-mutter mit den größeren Mädchen ab. Unter ihnen war besonders die verwachsene Lene Kemp eine gottgewollte Pflegerin. Das selber schwer unter Herzbeschwerden leidende Mädchen hatte eine leichte Hand, einen sicherem Blick, eine Stimme, eine Art, wie sie Balsam für jeden Kranken ist. Lise-mutter ging unmerklich bei ihr in die Schule, und dies geschah in solchem Maße, daß sie ihr bisweilen Handgriffe und Wortstellungen absah und nachmachte.

Das Unerwartete geschah: Marga Herzspringe kam durch. Rack hatte das schon lange gesehen. Mit solcher Art von Pflege konnte man allerdings Todesopfer noch vom dunklen Tor zurückziehen. Er hatte das vorher für kein Glück gehalten, dachte aber jetzt etwas anders darüber. Tatsächlich stand das arme Mädchen bei seiner Rückkehr in das Leben etwas vor, was sie bisher nicht darin gehabt hatte: Fürsorge, Teilnahme, freundliche Herzen. Man konnte es ihr gönnen. Man konnte ihr das bisher unbekannte Gefühl gönnen, plötzlich ein kleiner Mittelpunkt des allgemeinen Lebens zu sein.

Die Operation war so schwer gewesen, daß eine Verkürzung des rechten Beines die unvermeidliche Folge war. Aber vorläufig konnte sie überhaupt noch nicht gehen. Man trug sie auf einem Liegestuhl, den man aus des Justizrats Schlafzimmer geholt und in den Lernsaal gestellt hatte. Da konnte sie bei allem zusehen, ohne verächtlich beiseite geschubst zu werden. Ihr ängstlich blödes Gesicht hatte einen freundlichen, fast glücklichen Ausdruck bekommen.

Die Kinder kamen an sie heran, ein paarmal lag auch plötzlich ein Apfel, ein Stückchen Zucker oder eine Handvoll Rosinen in ihrem Schoß. Es geschah immer so schnell und verstohlen, daß sie kaum merkte, von wem das kam, aber einmal hatte sie Ule Wendt dabei erwischt und erhob gerade, als der Doktor zur Tür hereinkam, ein Triumphgechrei.

Dies alles mußte er anerkennen, o ja. Er mußte auch sehen, wie Lise den Kindern ein nettes Betragen gegen Marga geradezu meisterhaft eingeremt hatte. Er mußte es als Doktor und als menschlich fühlendes Wesen loben — o ja —

Aber — !

Lising, Lising, du sollst dich doch hier lösen! Wächst du Dirn noch immer fester ein? Was soll das werden? Wie soll ich das bloß wieder loskriegen?

Wetterleuchten in der Ferne —

Über Weihnachten war er nun glücklich weggekommen. Am liebsten hätte er die ganze Macherei verhindert. Dieser Christbaumzauber und die Krippe, zu der die Jungs-Tannen und Moos in Massen heranschleppten, in Flucht vor dem Förster, diese von Herrn Raspe herausgegebenen Geldmittel für Geschenke, und dann vor allem: Dies wochenlange Sinnen und Sorgen: was soll der kriegen und der, und die und die? Das Umstellen, das immer wieder neue Überlegen, das Fragen und Plagen: Wie findest du die Jacke für Ule? Johann Wagner soll Stiefel haben, aber die hätte er sowieso gekriegt, es muß noch was hübsches sein — und was für Bücher für Andreas, sag' mal bloß, Erich, was für Bücher sind die besten? — Das alles machte ihn schon halb verrückt.

Nein, Weihnachten hätte jetzt nicht kommen dürfen! Das befestigte das Verhältnis zwischen seiner Braut und dem Waisenhaus in unermittelbarer Weise. Und dabei rührte es ihm manchmal selbst das Herz. Seit er ein kleiner Knabe gewesen war, hatte er nicht mehr dies weihnachtliche Treiben um sich herum gehabt. Es machte ihn bisweilen selbst wieder zum Kind, und er kam völlig in die alte, süße Kindheitsstimmung hinein.

Wenn nicht die Hintergedanken gewesen wären! Dies dauernd mitbohrende Gefühl, daß dieser Christfestzauber reines Gifft war für seine Bestrebungen. Er kam schon so weit, die Tage an den Fingern abzuzählen, nicht wie die Kinder, die das auch taten, bis zum Fest, sondern bis Neujahr, bis der ganze Zauber wieder vorbei und die Alltags-nüchternheit eingetreten sei.

Es ging ja dann auch alles vorüber. Der Abend mit den großen Lichterstrahlenden Tanne im Lernsaal, der selber in einen grünen Wald verwandelt war, mit dem leuchtenden Krippenbild und den bunten Tischen. Die heißen Kinder-

gesichter, die strahlenden Augen, die in keinem reichen und vornehmen Hause seliger strahlten konnten. Es ging vorüber das ohrenzerreißende Tuten, Trompeten und Trommeln, alles. Über eins wollte nicht so schnell vorübergehen: das Bild in seiner eigenen Seele, das sich dort eingedrückt hatte, und das seine junge, blonde Braut zeigte, wie sie zwischen den Kleinsten an ihrem Tischchen kniete, den Arm rechts um eins und den Arm links um ein anderes, so hingegeben, so weltvergessen teilnehmend an dem Weihnachtsglück der beschenkten kleinen Herzen. Das Bild, das — blieb lange.

Er sagte sich: übers Jahr — über zwei, drei Jahre und immer weiter kniet sie zwischen ihren eigenen so. Das ist ja ein Mütterlein, wie man's nur malen kann! Diese Vorstellung wollte ihm nicht viel helfen. Sie war gewißlich wahr, und doch lag dazwischen das Losreichen von all den kleinen Gestalten hier, das Zuendesein dieses Lebensabschnittes, in dem jetzt noch alle ihre Wurzeln lagen.

Seit ein paar Tagen hatte er schon die neue Waisenmutter in Aussicht. Wieviel Briefe hatte er in aller Stille schon darüber gewechselt. Seine Schwester, eine Amtsrichtersfrau, mit der er sich sehr gut verstand, hatte sie besorgt und verbürgte sich für ihre guten Eigenarten.

Es war eine Frau Sanitätsrat Roloff, eine Witwe in den Vierzigern. Tüchtig, energisch und an selbständiges Leiten größerer Betriebe gewöhnt. In vielen Dingen gewiß vollkommener als die junge Lise, die man da einfach ins Wasser geworfen hatte, ohne zu fragen, ob sie schwimmen könne.

Zedenfalls standen folgende Dinge fest: Das Waisenhaus als solches verlor nicht durch den Wechsel. Trennungen und schmerzhaftes Losreichen gab es in allen Verhältnissen. Die Frau gehörte dem Manne und nicht einer zweiundzwanzigköpfigen Gruppe. Gefühlvolle Betrachtungen dürfen in großen Lebensfragen kein Gewicht geltend machen. Vorübergehende Unannehmlichkeiten sollen den, der die Dinge übersieht, nicht schwach und schwankend machen.

So mit Wehr und Waffen ausgerüstet, ging Doktor Rack den notwendigen Erklärungen entgegen, die er für den Tag nach Neujahr angesehen hatte. Er hatte seine Braut wahrhaftig lange genug weiterträumen lassen. Vielleicht hätte er das nie tun sollen, sondern gleich in der ersten Verlobungszeit die Dinge klarstellen. Aber da hat man so unsagbar wenig Lust, Kämpfe heraufzubeschwören, da redet man sich so gern ein, daß sich alles von selbst zurechtrücken werde. Und dann steht man vor der Tatsache, daß sich alles nur noch viel mehr verstrickt habe.

Eine dornenlose Brautzeit war es ja nicht mit dieser Dirn. Man mußte schon alle Hilfsmittel heraussuchen, deren man habhaft werden konnte. Aber schließlich siegt der ruhige Manneswille doch über den frötiigen Weiber-Eigeninn.

Das Waisenhaus im Schnee — hübsch sah es aus. Ganz wunderbar hübsch. Da drüben der Pumpenweg, wo noch der zugeschüttete Ziehbrunnen steht — weißt du noch? Weißt du noch? Und das Gehänge drüben, wo du einmal schon heilfroh warst, daß du zu Fräulein Madelung konntest, bloß um hier vorbeizugehen?

Donnerschlag nochmal! Natürlich weiß ich! Manches weiß ich noch besser als nötig ist. Aber das wird ja auch nicht durch meinen Entschluß zerstört. Das bleibt alles, wie es war. Und andere Häuser sehen auch wunderbar schön im Schnee aus. Jetzt bloß keine Schwachheiten noch wegen solcher Dinge!

Er kam mit dem Entschluß, Lise niederzudrücken, damit ihr Widerstand von vornherein etwas abgeschwächt war. Da fand er sie gerade niedergedrückt genug.

Es war etwas Schlimmes geschehen.

Als sie ins Waisenhaus kam, konnte sie auf das, was eben eingetreten war, gefaßt sein und war es auch. Damals hätte sie das gar nicht erschüttert. Sie wartete sogar darauf, daß es geschehen solle. Nun war in aller der Zeit nichts vorgekommen, und Weihnachten hatte ihr das Herz auch wohl ein wenig verwöhnt. Dies fiel wie Meltau auf die strahlende Festereinnerung. Als ihr Bräutigam kam, war sie ganz auseinander. Sie hatte verheulte Augen.

Also: es war ihr Geld weggekommen. Zwanzig ganze Mark. Sie hatte es auf dem Nähstisch liegen gehabt, Mine Frühfahrt sollte dafür beim Fleischer bezahlen. Wie sie es ihr geben wollte, war es weg gewesen. Der Nähstisch stand in einer kleinen Stube neben dem Lernsaal, Schränke waren drin, das Plättbrett und ein paar Stühle, sonst nichts. Die Kinder hatten gar nichts darin zu suchen. Wer hatte es

genommen? — Sie hatte alles durchsucht. Sie hatte sich auch noch einreden wollen, sie hätte es aus Herrn Justizrats Schreibtisch noch gar nicht herausgenommen. Es lag noch Geld dort und Scheine waren auch da, aber dies Goldstück war das einzige gewesen. Und das war nicht da.

Nein, sie wußte auch ganz und ganz genau, daß sie es auf den Nähtisch in der Plättstube gelegt hatte. Sie wußte auch noch ihre Gedanken dabei. Wie sie es nach dem ersten Frühstück Mine geben wollte und was dazu sagen. Nein, nein, nein, es war weg! Ein Kind hatte es gestohlen.
(Fortsetzung folgt.)

Von Hunden und Katzen im fernen Osten. Von Felix Baumann.

Hundemarkt in der Gebirgsstadt Baguio auf der Insel Luzon: Jeden Sonntag morgen kommen die in den Bergen hausenden Igoroten nach Baguio, um einen Hundebraut zu erstellen. Die Händler lungern herum und halten die Tiere feil, die sie bis zu sechs oder acht an der Leine halten. Die armen Köter werden vom Kopf bis zum Schwanz von den Igoroten befühlt und betastet und schließlich nach langem Schachern erstanden, um im Dorfe verzehrt zu werden. Eine enorme Anzahl von Hunden findet alljährlich auf diese Weise in den Philippinen ihren Untergang.

Die Amerikaner haben sich große Mühe gegeben, die Einwohner des Genusses von Hundefleisch zu entwöhnen — vergebens, die Igoroten haben wohl die Kopfjägerei aufgegeben, aber der Appetit auf Hundefleisch ist geblieben.

Auch in China gilt in den meisten Gegenden ein Hundeleben nicht viel. Und wie für die Igoroten bedeutet auch für viele Chinesen der Genuss von Hundefleisch eine Delikatesse, die mit dem Gedanken verbunden ist, daß das Hundefleisch Kraft und Stärke verleiht. Außerdem bieten die chinesischen Pariahunde einen nichts weniger als angenehmen Anblick. Aber in Hai-how auf der Insel Hainan — die größte Insel, die China besitzt — tragen die Chinesen erst den Hund mit gebundenen Füßen und Schnauze im Triumph durch die Gassen, ehe er mit großer Umständlichkeit geschlachtet wird. Er wird häufig erdrosselt, weil das Fleisch dadurch schmackhafter werden soll.

In der südwestlichen Mandchurei und in der östlichen Mongolei gibt es Tausende von Hundesarmen, auf denen die Tiere bis zum achten Monat großgezogen werden, um dann wegen ihres Felles durch Erdrosselung ein trauriges Ende zu finden. Man bringt die jungen Hunde um, um ihre Felle zu Teppichen, Schlafmatten und Kleidern zu verarbeiten.

Das Fell dieser Hunde ist lang, dick und von allen Farben, von einem glänzenden Tiefschwarz bis zum Braun, Gelb, Grau oder Schneeweiss. Die lechteren sind die beeindruckendsten. Nirgends in der Welt soll es Hundefelle, was Größe, Haarlänge und Qualität betrifft, geben wie in der Mandchurei und Mongolei, was auf das dortige kalte Klima zurückgeführt wird. Ein chinesisches Kleid aus Hundefellen erfordert die Felle von acht Hunden. Im Jahre 1916 wurden Hundefelle im Werte von 690 940 Taels exportiert. Auch die Aussteuer einer chinesischen Braut erfordert eine Anzahl von Hunden, die im Verhältnis zu den Mitteln des Vaters der Vermählenden stehen muß.

Auf dem Lande fallen die Hunde vielfach der Wut der chinesischen Bauern zum Opfer, weil sie in den Feldern, auf denen süße Kartoffeln gezogen werden, zu wildern pflegen.

In Peking haben die Hunde einen — eigenen Tempel, der sogar der älteste Tempel in der Tatarenstadt sein soll und aus der Zeit der Tang-Dynastie stammt. Der „Erh Lang Miao“ — popular nur „der Hunde-Tempel“ genannt — steht in der Hatamönstraße, gegenüber der Feng Shih Kao-Straße. Auf seinem Altar befinden sich zahlreiche Hundestatuen aus Fels oder Filz, die als Weihaaben dargebracht wurden. Ist ein Hund erkrankt, so begibt sich der Besitzer in den Tempel, um dem Altar einen der Miniaturhündchen hinzusehen und vom Priester die Genesung des kranken Hundes zu erbitten. Noch wirkungsvoller soll sein, einen der Altanhunde unauffällig zu esklamotieren und auf das frakte Tier zu legen. Aber — das Auge des durch Erfahrungen gewitzigen Priesters ist wach. Obwohl betend und den Gong schlagend, dreht er sich manchmal schnell um und wehe, wenn er den Delinquenten in flagranti erwischt. Er fliegt zum Teufel hinaus ...

Wie die Chinesen erzählen, besaß der Neffe des himmlischen Königs Erh Lang, dem der Tempel ursprünglich gewidmet war, die Kraft, die Gebrechen der Menschen zu heilen. Eines Tages kam eine alte Frau zu ihm, um Hilfe für ihren kranken Sohn zu erbitten. Sie war von ihrem kranken Hund begleitet. Als dieser von dem flockseidigen Hunde Erh Langs beschüßt wurde, genas das frakte Tier plötzlich. Seitdem wurde der Tempel auch ein Mecca für frakte Hunde, um mit der Zeit ganz in den Hundedienst gestellt zu werden.

An den Tempel knüpfen sich noch andere Legenden. Einem in der Umgebung des Tempels ansässigen Schlächter wurde jede Nacht ein Stück Fleisch geraubt. Einmal wurde ein großer gelber Hund bei der Tat ertappt und durch einen Messerstich verwundet. Die Blutspur führte nach dem Hundetempel und die Untersuchung ergab, daß eine der Hundestatuen auf dem Altar einen Stich aufwies. Der Schlächter kam später an den Bettelstab ...

Der Japaner spricht von Hunden und Möpsen (inu ya chin). Er rechnet die berühmten japanischen Seidenhündchen mit den platten Nase und den Glotzaugen nicht zu den Hunden. Der „chin“ ist für ihn eine besondere Spezialität.

Ich hatte auf der Hunde-Ausstellung im Aichi-Ken-Handelmuseum in Nagoya Gelegenheit, eine große Anzahl der zarten, scheuen und kleinen Hündchen zu beobachten, weil die Tiere in Nagoya gezüchtet werden. Mischlinge, die an den langen Beinen zu erkennen sind und noch andere Kennzeichen aufweisen, können bei den Vogelhändlern schon für acht bis zehn Yen erstanden werden, während rassereine Exemplare, die auch in Japan selten sind und nie ohne Begleitung auf die Straße gelassen werden, 50 bis 200 Yen kosten. Die Tiere sind so empfindlich, daß ihnen schon ein Wechsel des Klimas oder der Nahrung verhängnisvoll werden kann.

Der Kopf der japanischen Möps ist groß und breit mit etwas rundem Schädel; der mäßig starke Hals ist kurz, während die wie Glasarmeln hervortretenden Glotzaugen groß, dunkel, glänzend und tränenvoll sind. Die kleinen, kräftigen Schnauzen, hinter deren aufgeworfenen Lippen die Zähne verborgen liegen, lassen immer die Jungenspitze erkennen. Erscheint die Nase bei der Geburt nicht genügend platt, so wird sie mit dem Finger eingedrückt. Infolge dieser Manipulation müssen die Tiere, wahrscheinlich wegen Verstopfung einiger Kanäle, fortgesetzt nielen. Stößt daher der Japaner auf eine recht häßliche Frau, so sagt er: „Sie sieht aus wie ein niesender Mops.“ Die kleinen, gut behaarten Ohren in Form eines lateinischen V stehen hoch und weit auseinander, sie werden nach vorn getragen. Körper und Beine bilden ein Quadrat, der stark behaarte Schwanz liegt geringelt auf dem flachen Rücken. Die Farbe des reichen, langen, seidenartigen Fells ist schwarz und weiß oder rot-weiß. Je kleiner ein japanischer Mops ist — Rassetiere wiegen vier bis acht Pfund — desto höher steht er im Preise.

Die Herkunft des chin ist dunkel. Man nimmt an, daß er vom chinesischen Mops abstammt. Das erste Exemplar ist vom Commodore Perry im Jahre 1854 als Geschenk des Mikados für den Präsidenten Fillmore nach den Vereinigten Staaten gekommen.

Wie in China spielt der Hund auch in Japan eine große Rolle in der Legende. Auf den an der Izumo-Küste gelegenen Oki-Inseln wird nicht, wie sonst in Japan, der Fuchs, sondern der Hund als Zauberhund betrachtet. Die mit ihm verbündeten menschlichen Wesen werden inu-gami-machi — „Hundegott-Besitzer“ — genannt. zieht der Geist eines Zauberhundes auf eine seiner unheilvollen Wanderungen aus, so bleibt sein Körper zurück. Dieser wird schwächer und schwächer und geht zuweilen ganz ein. Dann nimmt der Geist nach seiner Rückkehr Wohnung im Körper des Herrenmeisters, der dadurch mächtiger als je wird.

Nach dem japanischen Glauben sollen die Hunde sogar Wallfahrten auf den heiligen Asama-Berg in Yamada unternehmen und in dem Kongobuje-Kloster am Kongo-Berg werden Hunde nur gehalten, weil der Schutzgott des Klosters, Kariba Myojin, ein großer Nimrod

und Hundfreund gewesen ist. Früher fanden in Japan „Inu Ou Mono“ genannte Hundesaaden statt, bei denen mit stumpfen Pfeilen auf Hunde geschossen wurde.

Die wenigen Hunde findet man im fernen Osten auf der Insel Formosa, weil die Polizei dort regelrechte Hunderrazzien abhält und alle herrenlosen Hunde tötet.

Den vielen Epitheta, mit denen das „Land der aufgehenden Sonne“ bedacht worden ist, kann man ein anderes hinzufügen: das Land der schwanzlosen, richtiger gesagt, der kurzschwanzigen Katzen. Diese Knotenschwanzkatzen sind in jedem



Zeichnung von Dorothea Hauer.

Dorf Mittel-Japans zu finden. Es besteht eine so große Vorliebe für diese Art Käzchen, daß einem zufällig mit langem Schwanz geborenen Käzchen der Schwanz sofort zur passenden Kürze zugestutzt wird. Denn es besteht der Aberglaube, daß langgeschwänzte Käzchen die Macht besitzen, die Menschen zu behexen. Der knollenartige Anhang, der die Stelle des Schwanzes einnimmt, enthält eine verkürzte, spiralförmig eingeklemmte Schwanzwirbelsäule.

Die japanischen Seeleute schreiben gelben, schildkröt-farbigen Käzern glückbringende Eigenschaften zu. Der Kapitän einer Dschunke bezahlt jeden Preis für eines dieser Tiere. Was wahrscheinlich auf ihre Seltenheit zurückzuführen ist, denn es gibt eine große Anzahl schildkrötfarbiger Käzinnen, aber nur wenige Käter.

In den Geisha-Wohnungen kann man stets das Bild eines Käzchens bemerken, das ein Pfötchen nach vorn streckt

und daher Maneki-Neko, „das winkende Käzchen“, genannt wird. Das Bild stellt die Hausherrin der Bewohnerin dar, das Glück und Segen bringt und ungefähr unferem Hufeisen über der Haustür entspricht. Lafcadio Hearn behauptet, wer die Seele der Geisha kennt, der wird in dem Bild diese selbst verkörpert sehen: spielerisch und hübsch, sanft und jung, biegsam und liebkosend, schweigsam und grausam, wie ein verzehrendes Feuer . . . Auch in China erblickt man oft ein Käzchenbild an den Wänden, das die sogenannte t'jan mas, „die Seidenwurm-Käze“, darstellen soll. So benannt, weil die Käzchen die den Seidenwürmern nachstellenden Ratten und Mäusen vernichten. Der Chinese glaubt, daß schon das Aufhängen des Bildes genügt, die Seidenwürmer zu beschützen. Den Käzern wird in China auch die Macht zugeschrieben, böse Geister vertreiben zu können. In einigen Gegenden wird der „Käzengeist“ angebetet.

Zur Entwicklung des Billardspiels. Von Thea von Puttkamer.

Wo stand sie, die Wiege dieses einst nur den Königen und Großen aller Länder vorbehaltenen Spiels? — Wie bei allen Berühmtheiten, ist auch sie mit nährischen Anekdoten aufgepeuzt. Im British Museum liegt ein Dokument, das den Pfandleiher Bill New zum Erfinder des „Billiards“ erklärt, da dieser, um 1550 in London umsonst auf Kunden wartend, mit dem „yard“ (Elle) auf dem Ladentisch nach den herabgenommenen Kugeln, die eigentlich als Geschäftswahrzeichen über seiner Tür hängen sollten, gestoßen habe.

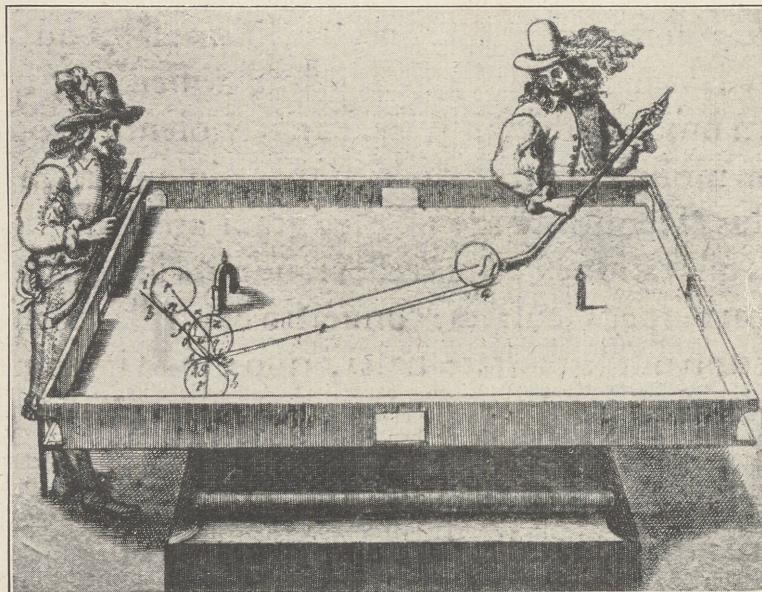
Glaublichafter wäre schon die allmähliche Umwandlung aus einem Raubspiel, da man in England das „balyard“ gleich anfangs mit Kegeln und Torbogen, sowie einem krummen Schlägel betrieb. Aber gleichviel, ob nun Croquet oder Shuffe-board unter den Ahnen des Billards sich befinden, seine wirkliche Hochform erhielt es doch auf lateinischem Boden!

Die Könige von Frankreich huldigten ihm, einer nach dem andern. Karl IX. soll zu Beginn der Bartholomäusnacht an der Billardtafel gestanden haben, um rath Ball und Queue mit der Flinte und Kugeln zu vertauschen. Ludwig XIII. ließ in Fontainebleau einen besondern prächtig ausgestatteten Billardsaal herrichten, und sein Nachfolger, der Sonnenkönig, brachte das ohnehin schon von verschiedenen Chronisten als „honne“ oder „innocente divertissement“ erwähnte Spiel vollends in Mode, da die Ärzte es ihm als Leibesübung und zum Grillenvertreiben verordnet hatten.

Im öffentlichen Leben Frankreichs taucht das Billard — vielleicht also von bille = Kugel und art = Kunst abzuleiten — 1610 auf. Aber nicht in den Cafés, die man wohl noch nicht kannte, sondern in den Ballhäusern, wo sich die vornehme Welt damit ergötzte. Berlin bekommt sein erstes französisches Billard erst ein Jahrhundert später, samt der dazugehörigen behördlichen Verordnung, die dem Inhaber des „Enolischen Cafés“ in der Königstraße die Aufstellung eines solchen gestattet. Für das Publikum ein großes Ereignis. Der strenge Friedrich Wilhelm I. muß Verbote erlassen, da am Sonntag schon während des Gottesdienstes gespielt worden war. Und in Kursachsen

heißt es in einem Reskriptum: „Die Billardpartien sollen nicht hoch, immerhin nach Standesproportionen der Spielenden passierlich sein.“

Über die Art, wie das Billardspiel etwa zwischen 1600 bis 1775, mit örtlichen Abwandlungen natürlich, betrieben wurde, erhalten wir interessante Auskünfte in einer Art Konversationslexikon, das in Braunschweig zu Beginn des 18. Jahrhunderts erschien. Es heißt darin u.a.: „Auf dieser Tafel, die sechs runde, unten mit gestrichen Beuteln versehene Löcher hat, spielen gemeinlich zwei Personen. Von ihnen hat jede eine weiße, hessischenbeinerne Kugel, welche er mit langen Stelen . . . auf des andern seine Kugel zustoßet,



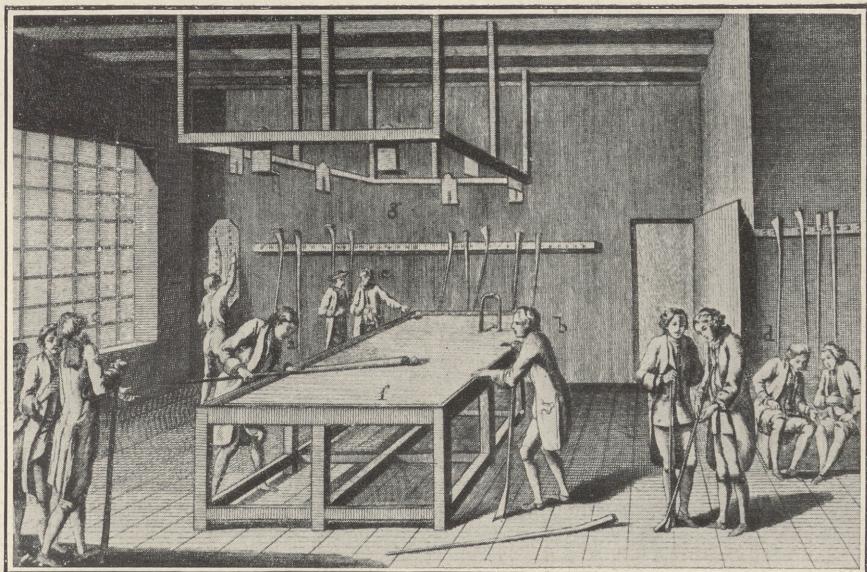
Die älteste bekannte Darstellung des Billardspiels.
Aus dem Werk: Joannes Marcus Marci „De proportione motus“.



Darstellung des Billardspiels nach einem Stich aus der Mitte des 18. Jahrhunderts.
Nr. 23

und solche in ein Loch zu treiben oder über die Tafel hinaus zu sprengen sucht. Wenn er dieses praettieret, so hat er zwey Augen gewonnen, und also continuieren beide miteinander Stoß um Stoß, bis einer zwölf Augen zusammengebracht hat usw.“ Dem ist hinzuzufügen, daß der jeweilige Gewinner der zwey Points auch das Recht besaß, seinen Ball günstig aufzusetzen. Verfehlte er dagegen den Ball des Gegners, so daß der eigene in einen der Beutel rollte, so zählte dies für den andern drei Augen. Es war Brauch, acht solche Partien zu je zwölf Points zu spielen. Ein ziemlich teures Vergnügen! In Hamburg besagt eine Rechnung aus dem Jahre 1737, daß für eine Partie zwei Schilling und sechs Pfennige zu zahlen waren mit dem Sonderverbot, „den Namen Gottes nicht zu missbrauchen bei fünf Schilling Straffe für die Armen“. Dafür wurden von dem Cafetier „gewisse Jungen dazu gestellt, welche zehlen und marquieren müssen“.

Kurz vor der französischen Revolution kommt dann — auch aus Frankreich — für das Billardspiel die entscheidende Revolutionierung, die Umwandlung zur Karambolage, Löcher und Taschen verschwinden von den Tafeln, wie Pforte und Kegel — auf dem europäischen Kontinente wenigstens — schon ein Jahrhundert zuvor verschwunden



Billardspiel im Jahre 1761. Nach einem zeitgenössischen Stich.

waren, und die drei Bälle, der rote mit den zwei weißen, treten in ihre Reihen. Der Verfeinerung und dem Nuancen-

reichtum werden jedoch erst die höchsten Möglichkeiten eröffnet, als das Queue kurz vor der

Jahrhundertwende (siehe den Stich "Geden beim Billardspiel") von eilichen passionierten Spielern kurzerhand umgedreht und fortan mit dem dünnen Ende des Stödes gespielt wurde. Immerhin mussten noch weitere fünfundzwanzig Jahre vergehen, ehe wiederum ein Franzose, Mingaud geheißen, auf den Gedanken kam, die

Queue Spitze zu beledern. Vorher hatte man wohl schon Effektstöße ausführen können; das sogenannte „Kicken“ kam aber allzu häufig vor, sobald man den Ball nicht zentral traf. Nach Abhilfe suchend, rauhten die Spieler die dünne Spitze, indem sie ihre Spielstöcke an den — gefalteten Wänden des Billardsaales rieben, natürlich sehr zum Nachteil der Wand wie auch der Queue.

Die ingeniose Erfindung Mingauds wurde aus der Not geboren. Er saß 1825 wegen demagogischer Umtriebe in einem politischen Gefängnis, mit dem Billardspiel als einziger Zerstreuung. Die Spitze des vielgebrauchten Queues wird beschädigt; der gelangweilte Mingaud schnitt ein Stück von seinem Stiefel-Oberleder ab und befestigte es an der Spitze. Und die Folge? Dem Einsamen offenbart sich zu seiner eigenen ungeheuren Verblüffung der Rückläufer-Stoß. Nach seiner Entlassung aus dem Gefängnis führte Mingaud unvermutet das geheimnisvolle Zurückkehren des kurz und tief angelpielten Balles einem Publikum vor, das geneigt war, seine Kunst für Hexerei zu halten, und sich in naiver Frömmigkeit betreuzigte.

Je mehr sich nun seit dieser Erfindung das Billardspiel zur Kunst verfeinerte, zum wirklichen Sport ausbildete, desto mehr wuchs die Geschicklichkeit

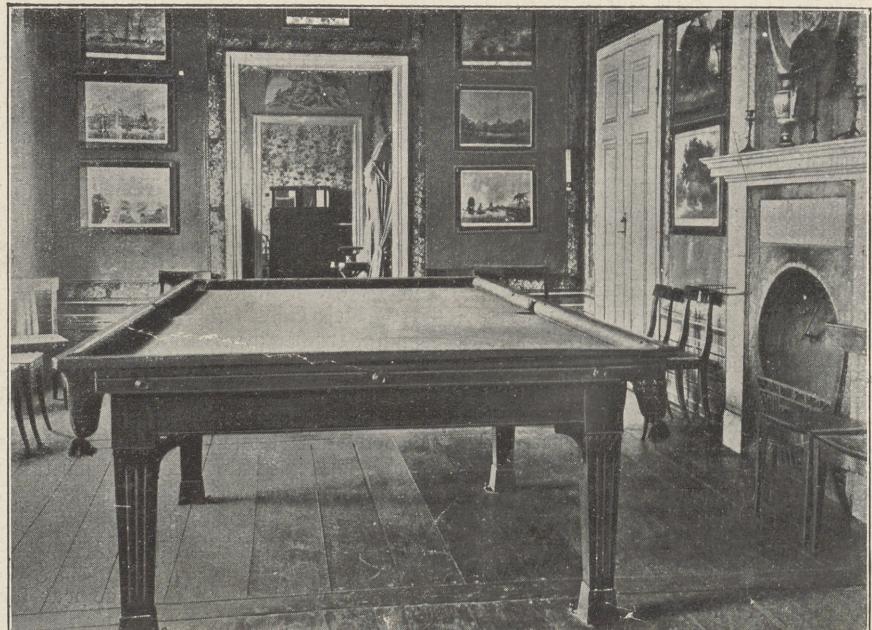
Frankreichs aus dem dem Amateur-Matadore Belgien und sowie viele andere Meister haben es auch hierin schon zu

Serien von etlichen Hunderten gebracht. Die größte Wichtigkeit zur Erfüllung der besten Durchschnitte besteht für den Turnierspieler nicht nur in der Ausführung der Karambolage an sich, sondern darin, den Stoß so zu dirigieren, daß er die gekennzeichnete Spielregel erfüllt, und dabei dennoch die Bälle zusammenzuhalten bzw. so auseinanderzuschleudern versteht, daß sie sich kunstvoll wieder vereinigen. —

Die Entwicklung des Billardspiels zu verfolgen, ist dem Kenner wie auch dem Laien, der keine Zeit zur Lektüre langatmiger

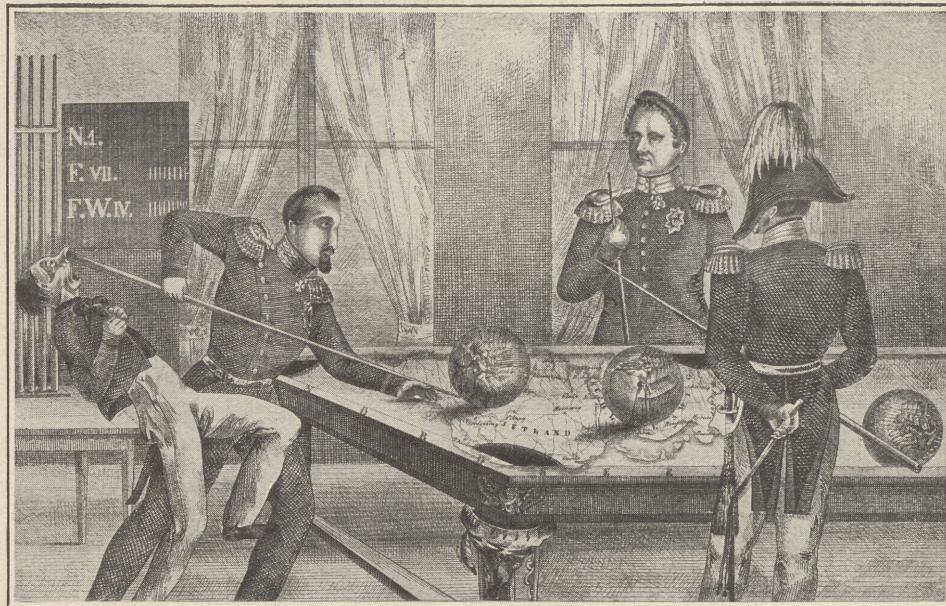


Geden beim Billardspiel. Nach einem zeitgenössischen französischen Stich.



Das Billardzimmer der Königin Luise in Schloss Paretz.

Werke aus der Kulturgeschichte oder der einschlägigen Fachliteratur besitzt, durch eine einzigartige Sammlung von Stichen, Holzschnitten, Zeichnungen und Karikaturen ermöglicht, die von dem Besitzer der größten deutschen Billardsfabrik Neuhausen begonnen und von dem Direktor Herrn Pankus mit unendlicher Sorgfalt und großem Feingefühl komplettert worden ist. Unser Bildmaterial verdanken wir dem liebenswürdigen Entgegenkommen des genannten Herrn. Die Stiche veranschaulichen — abgesehen von den interessanten Trachtenstudien, die man an ihnen machen kann — die Abwandlung der Tafel von der quadratischen zur rechteckigen, die der Bande von der einfachen Überhöhung bis zur gepolsterten Effetbande und schließlich die Veränderungen des Spielstocks. Nicht ohne Rührung kann man das Bild des Billards aus



Die Königs-Partie.
Eine politische Billardkarikatur.

dem Schlosse Parek betrachteten, an dem Königin Louise als sehr eifrige Spielerin sich oft betätigt hat. — Die taktischen Feinheiten, die der Billardspieler entwickeln muß, haben Veranlassung dazu gegeben, daß die politische Satire häufig Monarchen und sonstige Potentaten an der grünen Tafel darstellt. Unser Bild „Die Königs-Partie“ zeigt ein Match zwischen den Königen von Preußen und von Dänemark.

Während Zar Nikolaus I. mit der Knute hinter dem Rücken abwartend — sozusagen „Queue bei Fuß“ — dasteht, holt Friedrich VII. gewaltig zum Stoß aus, wobei er den fürwirthigen Marqueur — gemeint ist wahrscheinlich der holsteinische Herzog — sehr unanständig in Gefahr bringt. Mit gelassener Würde schaut Friedrich Wilhelm IV., der bereits die meisten Points für sich angekreidet hat, der Unbesonnenheit seines Gegners zu.

Sonnenflug. Von Alexander von Gleichen-Rußwurm.

„Ist's zu spät? O, Gott. Ist's zu spät?“

Schon als er fortging, finster, mit blutunterlaufenen Augen, mit zuckendem Mund wäre sie ihm am liebsten nachgestürzt.

Was hielt sie wie angewurzelt? Welcher böse Geist, welcher Teufelszwang?

Derselbe Zwang, derselbe böse Geist, der ihr so bittere Worte eingab, eines bitterer als das andere. Wie Kiesel schlimmsten Hagelwetters waren diese Worte gefallen und hatten vernichtet, hatten verheert. Von seinen Lippen zischte es auf, zischte von ihren zurück. Sie redeten fremde Sprache miteinander, wirbelten mit fremden Waffen ungeschickt herum, schlugen kurz und klein, zerstampften. Kläglich lag da das Glück, zertreten jede Erinnerung am Boden. Ihre Hände hatten sich zurückgezogen, als er leidenschaftlich danach greifen wollte und als er die eine in seine Gewalt bekam, lag sie schlaff, kalt, leblos in der seinigen, die sich glühend und sehndend nach ihr ausstreckte.

Kurze Zeit darauf umfaßte seine Hand wohl das Steuer des Flugzeugs.

Er trat die Fahrt ohne Abschied an.

„Fliegen ist nicht gefährlicher als fahren,“ so lautete sein häufig gebrauchtes Wort und sie empfand tatsächlich bei seinen Flügen kein Bangen, mochten sie sich immer führer und führer gestalten.

Diesmal würde sie wohl Angst empfinden, wäre zwischen ihnen der Streit auch nicht losgebrochen. Es brütete von einer unheimlichen Wetterstimmung in der Luft. Irgend einmal mußte sie sich entladen. Vielleicht trug diese Schwere und Schwüle der Luft viel Schuld an dem unbarmherzigen Charakter, der das Gespräch zum Streit geführt, häßliche Worte gelöst, häßliche Empfindungen gezeitigt hatte.

In der Stunde nach seiner Abfahrt, einer Stunde banger Unruhe, anbrechender Neue, verfinsterte sich der Himmel wie vor einem Weltuntergang, sammelten sich Scharen und Scharen tiefziehender Wolken dunkel geballt, geheimnisvoll tüpfisch, türmten sich, schnellten empor, bis sie die Sonne packten — und es war, als sei die Sonne von Riesen hinabgeschleudert, denn es gab nur einen rötlich gelben, matt ängstlichen Lichtschein. Waren es schwelende Fackeln, von Unholden geschwungen?

Das Gesicht an die Scheiben gepreßt, denn ihre Knie zitterten so stark, daß sie nicht ins Freie konnte, sah Erna

hinaus in die drohende Grausamkeit. Der aufkrischende Wind verbot ihr das Fenster zu öffnen.

Einmal hat ihr Rolf erzählt, sein schönster Flug sei ein Wettsflug mit einer Gewitterwolke gewesen, und er habe diese schwerfällige Wolke zum Schluss ausgelacht. Prachtvoll, so von der Nähe die Vorbereitungen zu sehen, die einst für Jehovas Flammenprache, für Jupiters Donnerfeil gegolten und denen sich jetzt Wissenschaft und Sport näherten. Das waren seine Worte gewesen. Sie klangen in ihr. Er war doch groß, der Gatte, der Geliebte, der bis jetzt so stolze und glückhafte Flieger.

Hatte es sie namenlos gereizt, ihn klein zu machen? Alle ihre bösen Worte zielen darauf. Sie hasste, was ihn ihrer Liebe und ihrer Macht entzog. Das war es. Eifersucht, Eifersucht auf das Fliegen, auf das Flugzeug, auf jeden Einzelteil der Maschine, die ihm wie ein Lebendiges zu willen war. Die er pflegte, die er kostend bestastete, die er mit feuriger Liebeskraft meisterte. Eifersucht auf die phantastischen Volkengöttinnen dort oben, in deren Bewunderung er sie vergaß, die klein und unbedeutend tief unten auf der Erde geblieben. Nie hatte sie mit ihm fliegen wollen. Aus Laune, aus Angst? fragte er dann lachend, und sie schüttelte den Kopf trozig wie ein Kind. Dann pfiff er ein Liedchen und ging zum Start.

Lang glühte diese Eifersucht schwelend in ihr, bis sie heute prasselnd losgebrochen war, die Flamme häßlich pfiff, so wie es jetzt draußen in der Natur rasselnd losbrach, häßlich pfiff.

Man konnte kaum atmen. Jetzt riß Erna das Fenster auf, es schlug zurück, dicke Eisstücke schmetterten herein. Die Scheiben krachten, barsten, klirrend fielen sie in Scherben, und mit Grauen folgte ihr Herz der Gefahr des Fliegens, dessen Fahrzeug vielleicht im selben Augenblick eben soausend, splitternd herabfiel, brennend in finsterer Glut, wie ein sich tot fallender Stern.

Zu spät! Sie konnte nicht mehr gutmachen, was sie gesagt, kein Wort zurücknehmen. Jedes einzelne fiel ihr aufs Herz. Ohne Abschied — ins Gewitter hinein, vielleicht freudig aus Furcht vor ihr.

Das war kein gewöhnliches Unwetter. Vernichtend fuhr der Orkan einher, zog älteste Bäume mit ihren Wurzeln heraus, fäuste mit Riesenzangen in Drähte, Dächer, Kamine — sei ein Totenfest! Das war sei ein Totenfest.

Und er nannte sich einst ihren glückhaften Ritter. Sie hatte sein Glück zerbrochen, mit ihrer Eifersucht zerstört. Diese törichte, launische Eifersucht! Wie war sie in den Sommer ihrer jungen Ehe gebrochen. Töricht, grundlos. Das Beginnen eines verwöhnten Kindes.

Wieviel wäre zu sagen, zu gestehen, gutzumachen — zu spät!

Tausend Leben für ihn, tausend Qualen, alles versprechen, alles verschenken — nur ein Blick, ein Wort noch — Hand noch einmal in Hand!

Das Unwetter zog davon so schnell es gekommen, leiser Regen setzte ein.

Zwei Hände legten sich auf die Schultern der verzweifelt am Boden Knienden.

Sie blickte auf, schnellte auf, verklärte — ihr glückhafter Ritter! „Ich habe gezögert,“ sagte er. „Weil wir ohne Abschied auseinandergegangen sind. Dreimal war ich auf dem

Weg zu dir. Freunde überfielen mich, überredeten mich, die Zeit verging und als ich starten wollte, war das Wetter im Ausbruch. Ich wollte ankämpfen, vielleicht aus Trost, Brust an Brust mit dem Sturm. Der Streit zwischen uns tobte noch nach, machte mich trostig. Da brach das Wetter so plötzlich ein, daß jeder Aufstieg unmöglich war.“

„Gott sei bedankt,“ schluchzte Erna. „So ist es nicht zu spät! Verzeih mir!“

Ein Kuß schloß ihre Lippen. „Die Sonne scheint wieder,“ rief er. „Komm, Erna, flieg mit mir . . .“

Ihre Augen leuchteten auf. Eifersucht, Laune, alles, was ihr kleines Köpfchen so schwer gemacht hatte, war verschlagen, verschlagen mit dem Gewittersturm.

„Ich komme mit, Rolf, gleich bin ich fertig.“

„Fröhlicher Sonnenflug,“ rief er, als er am Steuer saß. „Was Törichtes da unten gesprochen ward, verhallt da oben in reiner Luft.“



Du tapfres Herz, von Zeit zu Zeit
Gönn' dir das tröstliche Sermatten.



Abb. 1. Das Brett mit den fertig gedrehten Gefäßen kommt in den Töpfersofen.

die nur einmal ausgeführt werden sollen. Den Frauen liegt diese Arbeit besser als die an der Töpferscheibe, der nur wenige körperlich gewachsen sind.

Eins unserer Bilder zeigt die Entstehung eines Gefäßes im freien Aufbau: Zur Erleichterung der Arbeit bedient sich die junge Dame einer kleinen, leichten Handdrehzscheibe (Abb. 3). Sie hat sich aus Ton einen gleichmäßigen Streifen geschnitten und ist im Begriff, ihn an den oberen Rand des soweit fertigen Gefäßes anzukneten. Das Ganze wirkt so läuberlich und nett — wirklich, die reine Salontöpferei! Welch Gegenzug dazu das Bild mit der Töpferscheibe! (Abb. 4.) Wer auf ihr arbeiten will, darf sich vor Schmutz nicht scheuen. Vor Beginn der Arbeit hat sich die junge Künstlerin eine Anzahl Klöße aus ziemlich weichem Ton zurechtgemacht, die Scheibe dann mit den Füßen tüchtig in Schwung gebracht und einen Tonkloß möglichst auf ihren Mittelpunkt geschleudert. Dann hat sie, die Scheibe immer gut in Umdrehung haltend, den Tonkloß mit beiden Händen daraufgepreßt und, vorausgesetzt, daß sie dabei die Hände ruhig genug über dem Mittelpunkt der Scheibe hält, läßt er nun gleichmäßig in deren Zentrum. Nun macht sie, während die Scheibe stetig in Gang bleibt, in der Mitte eine Vertiefung bis auf den Boden des zukünftigen Gefäßes, füllt Wasser aus dem vor ihr stehenden Napf hinein, damit der Ton leichter zwischen den Fingern gleitet und in wenigen Augenblicken ist der Topf soweit gediehen, wie wir ihn auf dem Bilde sehen. Deutlich erkennen wir auf dem Bilde die durch das Gleiten der Finger auf dem weichen Ton entstehenden Rillen. Leicht und fröhlich, scheinbar mühelos, schiebt das Gefäß empor, wird von der Scheibe geschnitten und auf ein Brett gesetzt. Ist das Brett dicht bestellt, so wird es zum Trocknen fortgestellt. Beim Trocknen verdunstet das Wasser, das bisher ganz weiche Gefäß wird hart und verliert bedeutend an Größe. Nun muß es im Töpfersofen gebrannt werden. Je nach der Art des Tonens sind dazu Temperaturen von 800 bis 1200 Grad nötig. Um sie zu erreichen, muß viele Stunden lang gefeuert werden; ganz große Öfen brauchen mehr als einen Tag, um die gewünschte Hitze zu erreichen. Natürlich vergeht dann auch wieder entsprechend viel Zeit, bis alles soweit abgekühl ist, daß der Ofen geöffnet werden und man die Töpfe heraus-

Die tiefe, tiefe Traurigkeit
Wie einen tiefen, tiefen Schatten! f. s.

Die Frau in der Töpferei.

Es gab einmal — damals, als die Töpferscheibe noch nicht erfunden war — eine Zeit, in der die Töpferei eine reine Frauenangelegenheit war. Für unseren Kulturtreis liegt sie freilich lange zurück und über die Art und Weise, wie damals Gefäß hergestellt wurden, können wir nur Vermutungen anstellen oder vergleichende Schlüsse aus den Arbeiten wilder Völker ziehen. Denn leider ist uns nirgends eine Darstellung der Töpferei vor Erfindung der Töpferscheibe erhalten geblieben, trotzdem es, wie wir durch Ausgrabungen wissen, lange vorher Gefäße aus Ton gegeben hat. Schon die ältesten Tafeln und Bildwerke der Ägypter kennen die Töpferscheibe fast in der gleichen Form, die uns heute vertraut ist: unten eine größere Scheibe zum Antrieb, mit ihr durch eine senkrechte Welle fest verbunden oben die eigentliche, kleine Arbeits scheibe. In Neuseeland aber und anderen abgelegenen Gegenden unserer Erde fand man rückständige Völker, die noch keine Töpferscheibe kennen, sondern die Gefäße frei aufzuformen, ohne sich dabei anderer Werkzeuge als ihrer Hände zu bedienen. Die Frauen, denen diese Arbeit obliegt, rollen sich dazu aus weichem Ton, wie er fast überall auf der Erde gefunden wird, möglichst lange und sehr gleichmäßige Würste, die ringsförmig übereinandergelegt und untereinander fest und gleichmäßig verknüpft werden. Oder sie benutzen Formen aus geflochtenen Zweigen, in die der Ton in dünner Lage eingedrückt wird; später verbrennt die Holzform im Ofenfeuer. So oder ähnlich müssen auch bei uns die ersten Tongefäße entstanden sein.

Die Wirkung solcher frei aufgebauten Gefäße ist durchaus anders als die von auf der Scheibe entstandenen. Deshalb hat das moderne Kunstgewerbe diese uralte Technik wieder aufgenommen und verwendet sie gern, besonders für große, dekorative Gefäße,



Abb. 2. Das mit der Hand aufgebauten Gefäß wird mit dem Modellierholz weiter bearbeitet, um Feinheiten herauszuholen.

nehmen und endgültig fertigmachen kann. Hatte man sie vor dem ersten Brand schon verziert, sei es durch Unmodellieren von Ornamenten, sei es durch Bemalen mit andersfarbigem Tonschlicker oder durch Überziehen mit Tonschlicker, aus dem man dann wieder durch Herauskratzen des andersfarbigen Grundes Muster herausholen kann, so wird das Gefäß jetzt nur noch in einen dünnflüssigen Glasurkraut getaucht, wobei es sich mit einer dünnen Glasurschicht bedeckt, die in einem zweiten Brände fest und unlöslich dem Gefäß aufschmilzt. Nun steht es — falls alles gegückt ist — farbig und schön, fertig zum Gebrauch vor uns!

War das Gefäß dagegen vor dem ersten Brände noch nicht verziert, so überzieht man es entweder mit buntgefärbenen Glasuren oder man bemalt es vor dem Glasieren mit Unterglasurfarben. Man kann auch den Ton durch eine weißgefärzte Glasur ganz verdecken und auf dieser malen bzw. Endlich kann man in einem dritten Brände Gold oder Lüster anbringen. Eine fast unerschöpfliche Fülle von Möglichkeiten zum Schmuck des Gefäßes gibt es in der Töpferei.

Die eigentliche Gefäßherstellung wurde seit der Erfindung der Töpferscheibe Männerarbeit. Das Verzieren der Gefäße aber blieb fast überall Frauenarbeit. Wo sich heute noch ein Dorftöpfer gehalten hat, finden wir ihn in Zusammenarbeit mit Frau und Tochter. Und selbst in der Fabrik ist die Bemalung nach wie vor fast ausschließlich Arbeit der Frau geblieben. Ihr beweglicher Sinn und ihre geschickten Hände verstehen es, auch die gleichförmige Fabrikware durch immer neue Abwandlung der Muster zu beleben. Daneben werden Frauen in der Keramik heute in großer Zahl überall dort verwendet, wo weniger Kraft und technisches Können, als geschickte, leichte Hände gebraucht werden: beim Ansetzen von Henkeln und Tüllen, beim Gießen aus Gipsformen, beim Verputzen und Einlegen der Gefäße.

Sicherlich hatten viele unserer Leserinnen schon Gelegenheit, einem Freidreher bei der Arbeit zuzuschauen; denn in den letzten Jahren fanden auf Ausstellungen zahlreiche Vorführungen dieser alten Handwerkskunst statt. Ja, es macht Spaß, einem geschickten Dreher zuzu-

Abb. 3 (rechts): Entstehung eines Gefäßes im freien Aufbau, einer alten Töpfertechnik.

Abb. 4 (unten): Das Arbeiten auf der Töpferscheibe, der gebräuchlichsten Art der heutigen Handtöpferei.

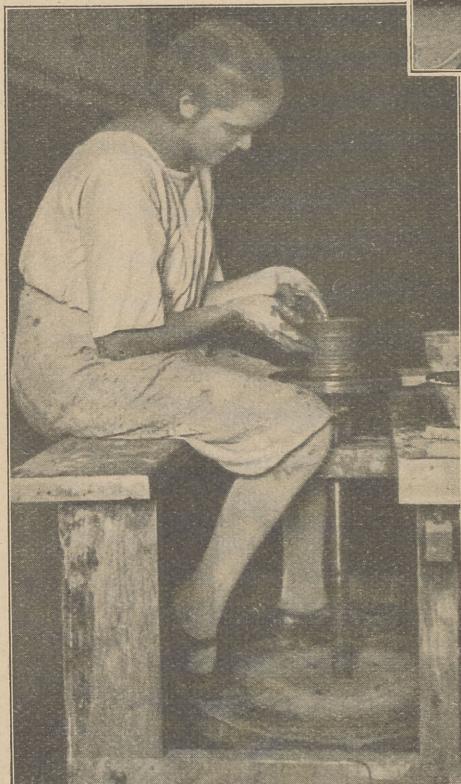
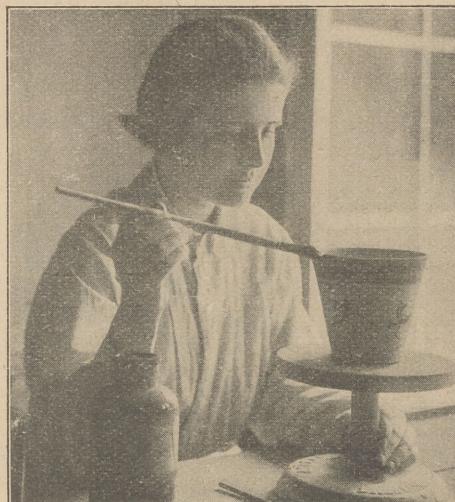


Abb. 5 (links): Das fertig gedrehte Gefäß wird auf der Handscheibe mit Unterglasurfarben bemalt.

Sämtliche Aufnahmen aus der Staatlichen Kunstgewerbeschule, Berlin.



schauen, zu sehen, wie der Ton dem leichtesten Druck der Finger folgt. So leicht sieht das aus: ein Kind müßt das ja können! Möchte man nicht am liebsten selbst auf die Scheibe steigen und losarbeiten? Der Anfänger aber merkt schnell, daß die Sache denn doch nicht so einfach ist! Bei ihm zeigt der Ton eine höchst merkwürdige Neigung, an den Rand der Scheibe zu rutschen; glückt es ihm schon mal, bis zur Gefäßwand mit seiner Arbeit zu gelangen, so gibt's höchst ärgerliche Blasen, der Topf wird oval statt rund und ganz schief — plötzlich reißt der obere Teil ab oder er wird unaufhaltsam weit und weiter und flackt endlich als ein ärgerlicher Eierkuchen auf die Scheibe nieder! Dabei tropft und spritzt unentwegt nasser Tonschlamm von der sich drehenden Scheibe und durchweicht den Arbeitenden bis auf die Haut. — Um ein tüchtiger Töpfer zu werden, sind zwei bis drei Jahre fleißiger Übung nötig. Denn Hunderte von Schüsseln oder Vasen muß er später an einem Tag fertigstellen können. Und selbst das genügt heute nicht mehr; die mechanisch angetriebene Scheibe, auf der das

Gefäß in eine Gipsform eingedreht wird — der Tonguß aus der Gipsform — ermöglicht schnelleres Arbeiten mit fast ungelernten Arbeitern. Und so müßten wir wohl in kürzester Zeit mit dem völligen Verschwinden des handgedrehten Gefäßes rechnen, wenn sich nicht Künstler und Kunstmaler seiner angenommen hätten. Unter ihnen in überwiegender Zahl und mit großem Erfolg Frauen! Augenscheinlich kommt der bildende Ton ihrem, im Gegensatz zum verstandesmäßigen Schaffen des Mannes mehr gefühlsmäßigen Gestalten besonders entgegen. So erleben wir es also, daß im ewigen „Stirb und Werde“ unseres Erdenlebens der Frau von diesem frühverlorenen Gebiet ein neuer, wichtiger Anteil zufällt.

Für das reine Gebrauchsstück der Masse freilich werden wir in Zukunft immer mehr auf Fabrikware angewiesen sein. Wer aber möchte ganz die lebendigen und immer neuen Reize der handgefertigten Keramik aus unserem Leben ausschalten? Dauerhaft und billiger als irgendwelche andere Handwerksarbeit eignet sie sich ganz besonders für festliche Erinnerungsstücke im weitesten Kreise. Versuchen wir es, sie dafür wieder heranzuziehen — und all die jungen, aufstrebenden Künstlerinnen, die heute Ausbildung als Töpferinnen an den Fach- und Kunstgewerbeschulen suchen, werden eine schöne, erfreuliche Arbeit finden! Eine Arbeit, ähnlich den sogenannten Hausmalern im 17. und 18. Jahrhundert, die neben und in Zusammenarbeit mit den Fayencefabriken in ihren Ateliers Sonderaufträge ausführten und deren Arbeiten heute zu den beliebtesten Sammelobjekten dieses Gebiets gehören.

Hedwig Koch-Beder.

Das Adoptivkind der unverheirateten Frau.

Vor Jahren schon, ich war selbst noch nicht Mutter und stand im Berufsleben, las ich den Aufsatz einer Ärztin, die aus eigener Erfahrung heraus vorschlug, die unverheirateten Frauen sollten doch ihrem Dasein wirklichen Inhalt verschaffen durch die Annahme eines Kindes, das sie ganz als ihr eigenes aufziehen. Damals war mir dieser Aufsatz wie aus der Seele geschrieben, ich hatte mir für den Fall, daß ich nicht heirate, das gleiche Ziel als Zukunftideal vor Augen gezeigt. Ich glaube, fast jede Frau (ich meine hier stets die unverheiratete) beschäftigt sich früher oder später einmal mit dieser Frage, weil die meisten wohl weniger unter dem Verzicht auf die Ehe als auf die Mutterhaft leiden. Inzwischen sind Jahre vergangen, ich bin selbst Mutter, nicht eines angenommenen, sondern eines eigenen Kindes, und stehe wieder allein im Berufsleben. In diesen Jahren ist mir klar geworden, wie unendlich groß der Unterschied zwischen einem vor Augen schwelbenden Ideal und der Wirklichkeit oft ist. Auch heute will ich keinesfalls denjenigen Frauen, die den gleichen Wunsch hegen, wie einst ich, abraten, sondern ich will ihnen nur nahelegen, sich vor einem endgültigen Entschluß aufs ernsthafteste zu prüfen!

Durchführbar ist diese Aufgabe ganz bestimmt, aber neben unendlicher Freude verlangt sie auch große persönliche Opfer.

Mir scheint es gar nicht schwer, daß eine Frau in geregelten Verhältnissen ein fremdes Kind ebenso lieben kann oder zu lieben glaubt, als ob es ihr eigenes wäre. Ich hege aber Bedenken, ob eine Frau für ein angenommenes Kind die gleiche Aufopferungsfähigkeit aufbringt wie als Mutter für ihr Kind aus eigenen Fleisch und Blut.

Zunächst erscheint es mir selbstverständlich, daß eine Frau solche große Verantwortung nur dann übernimmt, wenn sie auf Grund ihrer eigenen Verhältnisse oder ihrer Stellung damit rechnen kann, dem Kinde eine gute Erziehung bieten zu können. Daran schon aber wird die Durchführbarkeit vielfach scheitern. Nur wenige Frauen werden so gestellt sein, dem Kinde durch eine harmonische Häuslichkeit das Elternhaus ersehen zu können und sich ihm ganz zu widmen. Berufstätige Frauen mögen heute in größerer Zahl schon in der Lage sein, sich ein eigenes Heim zu schaffen, aber selten dazu, außer dem Kinde, noch einen weiteren Menschen mit zu unterhalten und zu bezahlen, der es während ihrer Abwesenheit betreut. Die meisten wären gezwungen, ihr Kindchen tagsüber in ein Heim zu geben. Finanziell liegen sich nun m. E. zum Teil die Schwierigkeiten beheben, indem die öffentliche Fürsorge auch hierbei Unterstützung gewährt, zumal es sich doch meistens um Kinder handeln wird, die sonst auf Kosten des Staates oder irgendwelcher Wohlfahrtsorganisation aufwachsen. Zweifellos müste sich dann die Mutter, wenigstens während der ersten Jahre, eine Kontrolle über ihre Fähigkeit, ein Kind großzuziehen, gefallen lassen. An und für sich scheinen es auch vollkommen berechtigt, daß solche Adoptivmütter, soweit beruflich tätig, den gleichen Anspruch auf Kinderzulage haben, wie der verheiratete Mann — nur würden dann leider die wenigsten von ihnen überhaupt Stellung finden — wenigstens solange die Verhältnisse auf dem Arbeitsmarkt für die Frau so liegen wie gegenwärtig. Außerdem sind diese Zulagen meistens so gering, daß sie tatsächlich kaum in die Wagenschale fallen. Unbedingt notwendig erscheint mir aber eine wesentliche Erleichterung der Adoption, um den Frauen die Möglichkeit geben zu können, das Kind in jeder Beziehung als das ihre betrachten zu können. Im allgemeinen wird sich eine Frau erst in einem Alter dazu entschließen, an einem fremden Kinde Mutterstelle zu vertreten, in dem sie selbst nicht mehr mit Ehe und Mütterschaft rechnet. Dazu braucht sie aber nicht erst fünfzig Jahre alt zu werden. Schon um des Kindes willen ist frühere Adoptionsmöglichkeit von Bedeutung.

Erscheinen also die äußereren und wirtschaftlichen Schwierigkeiten überwindbar, so halte ich andere vielleicht für schwerer zu beseitigen. Dies aus der Möglichkeit heraus, daß vielleicht oft die Liebe der Mutter zu dem Kinde größer sein wird, als die des Kindes zu ihr, zumal wenn das Kind wegen Berufspflichten der Mutter die meiste Zeit doch von ihr getrennt sein muß. Es besteht die Gefahr, daß, wo die natürliche Bindung fehlt, sich das Kind zumindest ebenso zu den Menschen seiner täglichen Umgebung hingezogen fühlt, wie zu der Frau, die ihm Mutter sein will. Darum halte ich es für wichtig, das Kind so klein als möglich anzunehmen, ist doch uns Müttern gerade die Hilflosigkeit der kleinen Wesen so etwas unendlich Liebenswertes und die Kinder an uns Bindendes. Diese Zeit wird noch am ehesten ersehen, was sonst die vorgeburtliche Zeit der engsten körperlichen und seelischen Zusammengehörigkeit von Mutter und Kind bedeutet.

Luisa Seepachan.

Der schöne, aber schwierige Strudel.

Wer den Strudel einmal in seiner Vollendung: außen lichtbraun und knusprig, innen weich und saftig, gegessen hat, der hat nur den einen Wunsch, ihn bald einmal wieder vorzusehen zu bekommen! Aber siehe da, Strudel zu bereiten ist ein schwieriges Kapitel der Kochkunst, man muß die Griffe und Kniffe seiner Herstellung kennen.

Der Strudelteig verlangt ein feines Mehl, das man zweimal durchsiebt. 500 g werden bergförmig auf ein Brett geschüttet, in die Mitte eine Vertiefung gedrückt, in die man eine Prise Salz, 1 ganzes Ei, 40 g Butter und etwa $\frac{1}{2}$ Liter lauwarmes Wasser schüttet. Mit diesen Zutaten verarbeitet man alles, so daß ein weicher Teig entsteht, den man mit bemehlten Handballen gut durchnetzt, bis er Blasen wirkt, wobei man ihn öfter auf eine andere leicht mit Mehl bestreute Stelle des Backbrettes schiebt. Er kommt nun auf eine bemehlte Platte, man deckt eine erwärmte Schüssel über ihn und läßt ihn eine halbe Stunde unangestört ruhen. Dann wird er „ausgezogen“. Zum Ausziehen des Teiges ist ein großes Tuch nötig, das man gleichmäßig mit Mehl bestreut und den Teig in die Mitte legt. Er wird ebenfalls mit Mehl bestäubt und mit der Nudelrolle etwas ausgerollt, so daß ein runder Fladen entsteht. Nun fügt man mit bemehlten Händen, wobei der Handrücken mit einwärtsgestelltem Daumen nach oben kommen soll, unter den Teig und zieht ihn behutsam aus; am besten bearbeiten ihn zwei Personen, die sich gegenüber aufstellen. Muß man den Teig allein ausziehen, legt man das Nudelholz auf den Teig und zieht ihn von beiden Seiten aus, aber dieser Strudelteig fällt nicht so gleichmäßig aus. Wenn die Teigmitte dünn ist, kommen die Ränder daran, denn der Strudel soll „schleierdünne“ sein. Ganz verschieden ist nun die Füllung des Strudelteiges. Cremeartige Füllungen werden portionsweise auf dem Strudelteig verteilt und dann mit breitem Messer gleichmäßig verstrichen, wobei an den Rändern der Teig handbreit von jeder Fülle freibleiben muß. Vor dem Aufrollen des Strudels wird der nach innen kommende Rand auf die Fülle übergeschlagen und dann ebenfalls mit Fülle bestrichen. Das Tuch wird nun auf der einen Seite langsam aufgehoben und dadurch der gefüllte Riesentuch rasch zu einer Rolle zusammengerollt. Vom Tuch läßt man den Strudel in eine mit Butter ausgestrichene Pfanne gleiten, und dreht diese so, daß der Strudel in Schneckenwindungen hineinfällt. Die Oberfläche wird mit einer Mischung von verquirltem Ei und zerlassener Butter bestrichen und der Strudel im Ofen in Milch mit reichlich Butter etwa 40 Minuten gedünstet oder auch ohne Milch gebacken. Und nun die Füllungen, die verschiedenartig sein können!

Rahm- oder Sahnefülle. 200 g Butter röhrt man weich, gibt 5 Eigelb, 75 g geriebene süße Mandeln, 100 g Zucker, 1 Paket Mondaminvanillinzucker, den Schnee der Eiweiß und soviel dicke saure Sahne dazu, daß eine cremeartige Masse entsteht. Sie wird $1\frac{1}{2}$ cm dick auf den Strudelteig gestrichen und mit Körnchen und Mandelstückchen bestreut.

Wiener Fülle. Schon einige Stunden vor der Strudelteigbereitung muß diese Füllung bereitet werden, damit sie gut durchzieht. Zu ihr haftet man 150 g Sultade (Zitrone) sehr fein und gibt 150 g geriebene Mandeln, 150 g feinen Zucker, abgeriebene Zitronenschale und den Saft von drei Zitronen dazu. Der Strudelteig wird damit bestrichen, aufgerollt, mit Wasser bepinselt, mit Zucker bestreut und gebacken.

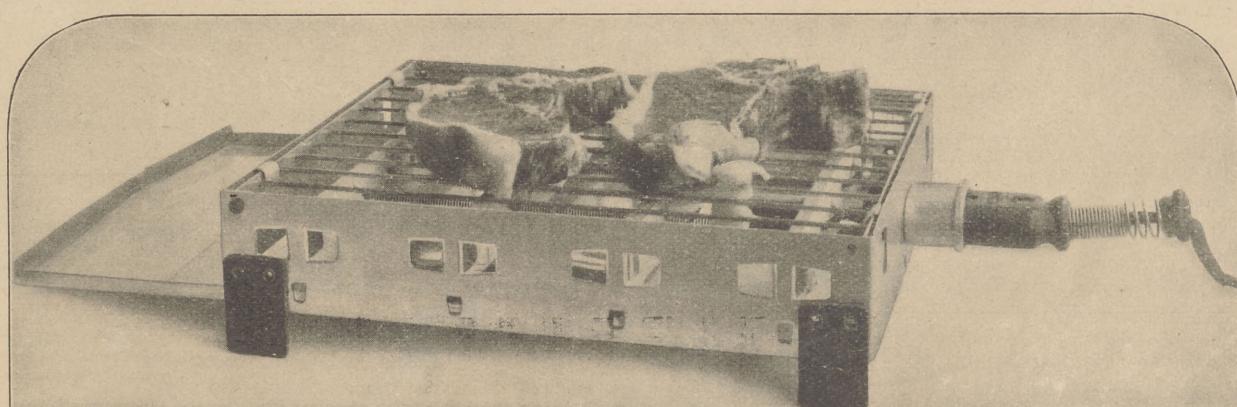
Fruchtfülle kann aus Äpfeln, Birnen, Pfirsichen, Pfirsichen bereitet werden. Das Obst wird in Würfel oder Hälfte geschnitten, in Zucker mit etwas Zitronensaft oder leichtem Weißwein nicht ganz weichgedünstet und dann abgetropft. Das Fruchtfleisch wird gleichmäßig auf den Strudelteig verteilt, man bestreut es mit Rosinen und geriebenen Mandeln oder Nüssen, sowie gerösteten Semmeltrümen, bevor man den Strudel aufrollt. Bei weichen Obstdorten ist ein Bordünen überflüssig.

Krautspätzle. Ein Weintraubetrest wird mit mehreren Eßlöffeln lichtbraun gebratenem Speck und Zwiebelwürfeln, einem Löffel dicker, saurer Sahne und ebensoviel geriebenem Schweizerkäse vermengt, auf den Teig gefürt, mit gerösteten Semmeltrümen bestreut und der Strudel aufrollt und gebacken.

Luisa Holle.

Grillen und braten auf elektrischem Wege.

Überall dort, wo in kurzer Zeit eine hohe, gleichmäßige Hitze erzeugt werden soll, ist elektrisches Kochgerät am Platze. Neuercheinungen auf diesem Gebiet sind die elektrische Bratpfanne und der Fleischrost; sie werden überall dort, wo kein Gas, sondern elektrischer Strom vorhanden ist — wie es ja meistens auf dem Lande, wo man oft unmittelbar von der Petroleumbeleuchtung zum elektrischen Licht überging — ihren Zweck erfüllen. Aber auch, wer als Untermieter



Rowenta-Fleischrost zum Braten und Grillen. (Weintraub & Co., Offenbach a. M.)
Aufnahme: Techno-Photographisches Archiv, Berlin.

gezwungen ist, sich seine Mahlzeiten im Zimmer zuzubereiten, also Schnellküche zu veranstalten, wird sich über eine Bereicherung seines elektrisch betriebenen Kücheninventars freuen. Der Stromverbrauch für die bezeichneten Geräte beträgt in der Stunde etwa 500—650 Watt, die Heizkosten sind also sehr gering.

Viel zu wenig im Privathaus angewendet wird die Methode des Fleischröstens, auch Grillen genannt. Die auf diese Weise zubereiteten delikaten Fleischgerichte bekommt man meistens nur im Restaurant vorgezeigt. Vielleicht lag es an dem bisherigen Mangel eines geeigneten Gerätes, daß die Hausfrau ihren Mittagstisch nicht durch "Speisen vom Grill" bereicherte. — Man darf zu Rostbraten nicht zu große, dicke Fleischstücke nehmen; es kommen Beefsteaks, Rumpsteaks, Kalbs- und Hammelkoteletten in Frage. Die Stücke werden leicht geklopft, etwas mit Pfeffer und Salz gewürzt und mit geschmol-

zener Butter bestrichen. Die Bratzeit beträgt 8 bis 15 Minuten, je nachdem, ob man das Fleisch ganz durchgebraten oder

innen noch blutig haben will. Beim elektrischen Rost wird der herabtropfende Saft durch eine ausziehbare Schale aufgesfangen.

G. T.



Eine neue elektrische Bratpfanne aus Eisenblech. (Weintraud & Co., Offenbach a. M.)
Aufnahme: Techno-Photographisches Archiv, Berlin.

1. Rösselsprung.

pelt	lend	dop	mit
brust	der	lest	lest
dop	ach	e	ne
soll	goe	den	bin
			stil
			quit
			schmer
		ich	was
			the
			mü
			tomm
ber	und	all	bens
der	der	sü	des
lust	frie	schmerz	und
		du	de
		trei	von
			mel
			ach
			leid
			les
			dem
			bist

2. Silbenrätsel.

Aus den Silben: a — an — and — ban — baum — be — be — berg — brei — bri — bruch — cha — dah — dem — di — do — e — e — e — ehr — er — erbs — eu — fried — geiz — gen — gi — gi — gu — ho — i — i — il — im — in — ker — la — le — li — ma — mag — me — mil — na — na — nas — nau — nen — nen — net — nett — ni — ni — pez — pin — ra — rat — re — reb — res — ris — ro — sau — se — se — so — sor — spi — sta — strich — tan — tan — teau — ton — ton — tra — tut — u — wi — ze sind 34 Wörter von folgender Bedeutung: 1. weiblicher Vorname, 2. Fußbodenart, 3. Gartenblume, 4. englischer Dichter, 5. Oper von Verdi, 6. deutsche Flußniederung, 7. altes

flüß des Kongo, 8. Französischer Dichter, 9. Suppenwürze, 10. Insekt, 11. Biereck, 12. Herbstblume, 13. Speise, 14. französischer Revolutionär, 15. Apostel der Deutschen, 16. Wallenstein'scher General, 17. Kulturspalze, 18. deutscher Dichter, 19. männlicher Vorname, 20. Stadt in Indien, 21. gesteigerter Geltungstrieb, 22. Stadt an der Lahn, 23. Augenhaut, 24. Schauspielerin, 25. Waldbauern, 26. Schmuck, 27. weiblicher Vorname, 28. Ort in England mit berühmter Schule, 29. biblischer Berg, 30. Schiffssgerät, 31. Neben-

flüß des Kongo, 32. Schwimmvogel, 33. Schlachtort aus dem Weltkriege, 34. Säzung.

Die ersten und die letzten Buchstaben, beide von oben nach unten gelesen, ergeben ein Wort von Julius Rodenberg.

Auflösungen der Rätsel siehe nächste Nummer.

Auflösungen der Rätsel von Nr. 21.

1. Kreuzworträtsel: Wagerecht: 1. Eipe, 3. Jar, 7. Darmstadt, 8. Litsch, 11. Rinaldini, 12. Ebbo, 13. Glas. — Senkrecht: 1. Erde, 2. Perlauer, 4. Skatspiel, 5. Rate, 6. Ostfale, 9. Erle, 10. Ries. — 2. Silbenrätsel: Gießen, Loft, Linze, Cyrus, Cachou, Bollwitz, Lotos, Iduna, Charon, Unstrut, Neuralgie, Datum, Garbenbau, Bagout, Österreich, Sorau, Sadoma, Iler, Sanherib, Triton, Duke, Erich, Victor, Udo, Utah, Rhone, Abhang, Lenau, Lobosia, Escherich, Donzo, Zubien, Palmatien, Ellipse, Voderich, Weißenfeld, Eger, Dreyer, Elfe, Raleigh, Zebu, „Glücklich und groß ist der nur allein, der

weder zu herrschen noch zu gehorchen braucht, um etwas zu sein.“ Goethe.
— 4. Versteckrätsel: „Wer gar zu viel bedenkt, wird wenig leisten.“ (Schiller.)

Auflösungen der Rätsel von Nr. 22.

1. Kreuzworträtsel: Wagerecht: Sverber, 6. Eris, 8. Spion, 10. Lupe, 12. Ari, 14. Sire, 15. Wodan, 17. Barde, 18. Korn, 19. Lebteran, 20. Ente, 21. Brust, 23. Rhone, 25. Toto, 27. Ur, 28. Behe, 29. Aisne, 32. Ella, 33. Garonne. — Senkrecht: 1. Reis, 2. Nero, 4. Beira, 5. Ring, 7. Jura, 9. Paderborn, 10. Libanon, 11. Perle, 13. Sprote, 15. Webere, 16. Narbe, 18. Knute, 22. Sohn, 24. Hujar, 26. Tala, 30. Jar, 31. Erna. — 2. Silbenrätsel: 1. Ilse, 2. Pestelfieber, 3. Marathon, 4. Goudard, 5. Ithala, 6. Nore, 7. Erde, 8. Mieder, 9. Stinde, 10. Chirurg, 11. Othello, 12. Spanien, 13. Seeme, 14. Linpe, 15. Artemis. — In meinem Schoß läßt ruhn dein Haupt. — 3. Kapellrätsel: „Wer Großes will, muß sich zusammenraffen; in der Beschränkung zeigt sich erst der Meister.“ — 4. Kryptogramm: Etrich, Wehrwolf, Weltmann, Holstein, Kamelie, Viebeyer, Ergözen, Hessen, Siccativ, Einhalt, Klinik, Pleinröden, Esterlei, Leipzig, Worcester, Dampfschiff, Fußläufer, Bicycle, Strohdecke, Wüstenluft, Fettgabe, Nebenweg, Indien, Stendal, Damiette, Prügelei, Helene, Heißluft, Stieler, Höllingfors, Drtier. —

Ich wollt' meine Lieb' ergösse sich
All' in ein einzlig Wort —
Das gäb' ich den lustgen Winden,
Die trügen es lustig fort!

— 5. Versteckrätsel: „Des Lebens Mai blüht einmal und nicht wieder.“ — 6. Verschieb-Rätsel: Königserze, Waldmeister.

KIRKWALL

EUBÖA

VENLO

FIDES

STIGMA

BUSENTO

KIEL

KRESSE

SCHARTE

ALZBEY

HERDER

7. Tauschrätsel: Ilse, Celle, Hase, Seine, Alba, Henne, Dante, Elster, Note, Wade, Angel, Loden, Degen, Sahne, Igel, Cello, Harle, Laden, Äsche, Eiter, Regel, Binden, Elster, Eger. — Ich sah den Wald sich färben. — 8. Gleichlang: verschoben. — 9. Der Leichtfuß: Wette, Werte, Weite. — 10. Bilderrätsel: Telefonanfrage.